

# JAHRBUCH DER RHEINISCHEN DENKMALPFLEGE 45

herausgegeben von der Landeskonservatorin Dr. Andrea Pufke



Eine Veröffentlichung des Landschaftsverbandes Rheinland

**JAHRBUCH  
DER RHEINISCHEN DENKMALPFLEGE**

**BAND 45**



**WERNERSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT**

Gefördert mit Mitteln des

Ministerium für Bauen, Wohnen,  
Stadtentwicklung und Verkehr  
des Landes Nordrhein-Westfalen



Schriftleitung: Eva-Maria Beckmann M.A.

Umschlagbild: Köln, St. Gereon. Mittelalterliche Fliesen von 1315 zwischen neu hergestellten Fliesen.

Foto: Viola Blumrich, LVR-ADR, 2014.

Abbildung S. 9: Bürvenich, Pfarrkirche St. Stephani. Ansicht von Nordosten.

Foto: Kristin Dohmen, LVR-ADR, 2014.

Abbildung S. 149: Monschau, Ev. Stadtkirche. Detail Treppengeländer zur Kanzel, Endzustand.

Foto: Viola Blumrich, LVR-ADR, 2015.

Abbildung S. 261: Pulheim-Brauweiler, Abtei Brauweiler. Bibliothek.

Foto: Viola Blumrich, LVR-ADR, 2010.

© 2015 Wernersche Verlagsgesellschaft mbH, Worms

LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland

Alle Rechte vorbehalten

Gesamtherstellung: Verlag

Druck: Nino-Druck, Neustadt an der Weinstraße

ISBN 978-3-88462-360-2

Printed in the European Union (EU)

## **DIE PFARR- UND ZISTERZIENSERINNENKIRCHE IN BÜRVENICH. BAUFORSCHUNG IM KONTEXT DER DENKMALINSTANDSETZUNG**

Mit über dreißig Frauenklöstern der Zisterzienser war das Rheinland vom 13. Jahrhundert bis zur Säkularisation ein Zentrum des europaweit verbreiteten Ordenszweigs. Ihre Entstehung erfolgte – wie auch andernorts – von der Wende des 12. Jahrhunderts bis kurz nach 1250. Als Folge der rasanten Verbreitung verdichteten sich die Kennzeichen der weiblich geprägten Ordensarchitektur: Die einschiffige Saalkirche als neuer schlichter Kirchentypus der zisterziensischen Frauenklöster wurde zum bestimmenden Bautyp der rheinischen Nonnenkonvente. Von diesem bedeutenden Ordenszweig ist infolge der Säkularisation nur wenig Bausubstanz übrig geblieben – was gleichermaßen den Bestand anderer Kunstlandschaften kennzeichnet. Zu schlicht waren die Bauformen und zu gering die architektonische Wertschätzung. Erst im vergangenen Jahrzehnt hat die Architektur der Nonnen eine differenzierte Neubetrachtung erfahren.<sup>1</sup>

Umso bedeutender sind daher die aktuellen Bauforschungen zu einer der frühesten Zisterzienserinnenkirchen der Region: die heutige Pfarrkirche St. Stephani Auffindung in Bürvenich, nahe bei Zülpich am Nordrand der Eifel gelegen (Abb. 1–3). Die langgestreckte Saalkirche mit steiler Apsis und massivem Westturm wurde schon früh als impulsgebender Nonnenkirchenbau gewürdigt, doch konnten Fragen zur Entstehungsgeschichte – den verborgenen Baustrukturen geschuldet – bislang nur unzulänglich beantwortet werden.<sup>2</sup>

Die 2011 begonnene Gesamtinstandsetzung veranlasste nicht nur detaillierte Bauanalysen zur denkmalpflegerisch optimalen Umsetzung der Maßnahmen, sie bot zugleich die Gelegenheit, aktuellen Fragen der Zisterzienser-Architekturforschung nachzugehen. Denn gering ist das Wissen um jene Zisterzienserinnenkonvente der frühen Gründungszeit um 1200, die – wie in Bürvenich – bei bestehenden Pfarrkirchen siedelten und vorhandene Baustrukturen nach den Erfordernissen der Ordensregel modifizierten. Und die vielfach diskutierten Fragen zur ordenstypischen Raumaufteilung einer Zisterzienserinnenkirche erscheinen gerade in Bürvenich von besonderer Brisanz: Der Saalbau erfüllte als Kloster- und Pfarrkirche eine gleichwertige Doppelfunktion und hatte damit Platz und Trennung von Nonnen und Laien über Jahrhunderte unter einem Dach zu vereinen. Das Bauwerk als Quelle gewährte tiefe Einblicke in seine Geschichte und in die Bauaufgaben rheinischer Zisterzienserinnen, so dass es als bedeutendes Zeugnis einer fast untergegangenen Klosterkultur neu betrachtet werden darf.

### **METHODEN DER UNTERSUCHUNG**

Die technisch notwendige Abnahme des schadhafte Außenputzes im Juli 2011 (Abb. 3) ließ einen höchst komplexen Kirchenbau in Erscheinung treten, der unter Einbeziehung bereits bestehender Strukturen aus vier hochmittelalterlichen Baukörpern zusammengewachsen war. Dies veranlasste eine steingenaue Befundaufnahme des gesamten Kirchenbaus vom Baugerüst aus, eingepasst in die Vermessungsdaten einer verformungsgenaue Bauaufnahme und begleitet von stratigraphischen, dendrochronologischen und archaischen Untersuchungen. Die Kombination von tachymetrischer Vermessung, photogrammetrischer



1. Bürvenich, Pfarr- und ehem. Zisterzienserinnenkirche, Ansicht von Nordwesten, Vorzustand, 2009. Foto: Jürgen Gregori, LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland (LVR-ADR).

Bildplanerstellung und dreidimensionalem Laserscanning gewährleistete den Einsatz effizienter und flexibler Methoden im Kontext der laufenden Baumaßnahme.<sup>3</sup>

Für die Analyse der vielschichtigen Baubefunde waren die romanischen Putz- und Mauermörtel, die sich in umfangreichen Resten erhalten haben, von großer Aussagekraft. Selten bieten Mauermörtel an einem Bauwerk solch ein unterschiedliches Spektrum an Farbigkeit und Textur, wie es hier der Fall ist. Die präzise Unterscheidung der Bauphasen war deshalb insbesondere aufgrund der verschiedenen markanten Mörtelmischungen und speziell der Farbigkeit der Sande möglich. Es konnten vom Mittelalter bis zur Säkularisation insgesamt neun Hauptgruppenmörtel unterschieden und klassifiziert werden, die allein in der Farbe ihrer Zuschläge schon stark variierten (Abb.16).<sup>4</sup> Durch die stratigraphische Abfolge war die zeitliche Einordnung in Zusammenschau mit den Baubefunden und -quellen möglich. Die Mörtel wurden in Befundplänen kartiert und durch Probeentnahmen miteinander verglichen. Die Erkenntnisse revidieren in vielen Aspekten die bislang gültige Baugeschichte, die sich weitgehend auf die historische Überlieferung stützte.<sup>5</sup>

### DER SIEDLUNGSSTANDORT

Das langgestreckte Straßendorf Bürvenich ist auf eine keltisch-römische Siedlung an der ehemaligen römischen Fernstraße Köln–Zülpich–Reims zurückzuführen. Die dem hl. Stephanus geweihte Kirche mit zwei erhaltenen Klosterflügeln bildet das siedlungsgeographische und architektonische Zentrum des Dorfes (Abb. 4, 5). Der 52,20 Meter lange Saalbau mit Westturm und Apsis liegt auf erhöhtem Baugrund mit Kirchenvorplatz direkt an der ehemaligen Römerstraße, der heutigen Stephanusstraße. Die zum öffentlichen Kirchhof gewandte Südseite präsentiert sich mit spätgotischen Maßwerkfenstern, die Nordseite, an der das Klausurquadrum anschloss, hingegen fensterlos (Abb. 6).

Wie bei vielen Sakralbauten im uralten Siedlungsgebiet der Zülpicher Gegend liegen die geschichtlichen Anfänge im Dunkeln. Aus karolingischem Königsbesitz gelangten Güter in Bürvenich an das karolingische Hauskloster, die Benediktinerabtei Prüm, die hier im Jahre 893 mit Besitz nachgewiesen ist. Ein Hof mit zugehöriger Kapelle, Vorgängerin der heutigen Kirche, ging schließlich an den territorialbildenden Adel über, zunächst an die Grafen von Molsbach, sodann im Jahr 1200 an die Grafen von Jülich.<sup>6</sup>

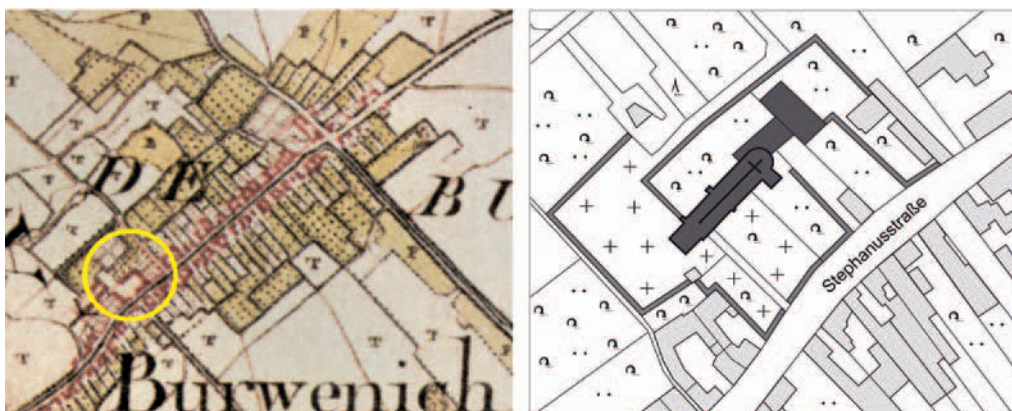


2. Bürvenich, Gesamtinstandsetzung seit 2011, Ansicht von Süden nach Abnahme des Außenputzes. Foto: Vanessa Lange, LVR-ADR.

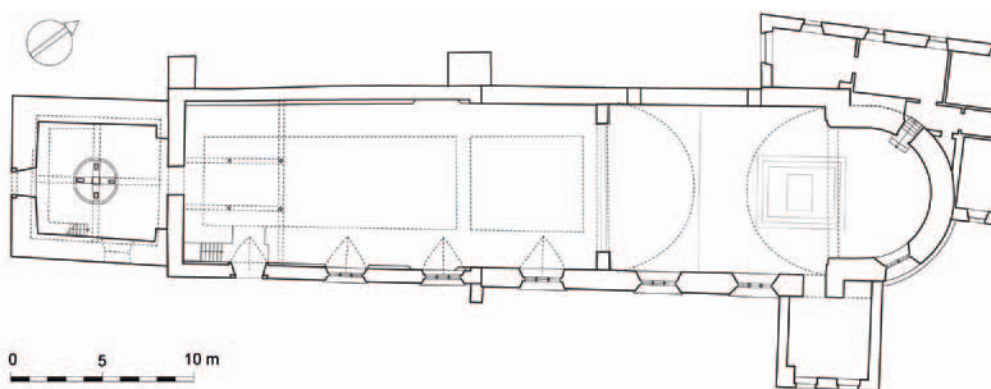


3. Bürvenich, Abschluss der Fassadensanierung 2014, Ansicht von Südosten. Foto: Vanessa Lange, LVR-ADR.





4. Ausschnitt Tranchotkarte und Lageplan. Zeichnung: Christina Notarius, LVR-ADR.



5. Grundriss, Bauaufnahme, 2011. Vermessung: Hans Meyer, LVR-ADR.

Auf deren neu erworbenem Allodialbesitz siedelte der Zisterzienserkonvent und nutzte die Erstbauten, bevor die Jülicher Stiftung im April 1234<sup>7</sup> die Grundausrüstung des Klosters sicherte und tiefgreifende Baumaßnahmen ermöglichte.

### **DIE ERSTBAUTEN: KAPELLE, WESTTURM, PROFANBAU**

Die Bauuntersuchung ließ drei sukzessiv entstandene Erstbauten in Erscheinung treten – Kapelle, Westturm und einen Profanbau –, die mit der zisterziensischen Osterweiterung nach 1234 in dem heutigen Gesamtbau aufgingen (Abb. 7, 9). Der Kapellenbau bildet den Westteil der heutigen Kirche. Die bescheiden dimensionierten Mauern (65 cm) aus handformatigen Bruchsteinen sind mit römischen Spolien durchsetzt und bergen zwei kleine (vermauerte) Rundbogenfenster. Das Hauptbaumaterial, ein kalkhaltiger Sandstein, lieferte der Steinbruch westlich, oberhalb des Dorfes. Das regellose Mauerwerk ist in einem sehr festen, grobkörnigen Kalkmörtel versetzt, der in feinerer Körnung auch als ausgestrichener Putzmörtel auf den Oberflächen befundet ist (Abb. 8, 15, 16). Ansatzpunkt für eine Datierung bietet höchstens die Verbauung römischen Baumaterials: Ziegel, Estrich und insbesondere Kalksinter aus der römischen Eifelwasserleitung, dessen Hauptverwertung vom 11. Jahrhundert an erfolgte.<sup>8</sup>

Reste von bauzeitlichem Fassadenputz in der Baunaht zwischen Kapelle und Turm bezeugen eine ursprünglich freistehende, turmlose Westfassade der Kapelle. Befunde zum ursprünglichen Erscheinungsbild

der Kapelle sind gering, dennoch lassen die Reste der einlagigen dünnen Putzschicht mit weißer Kalktünche auf einen in Pietra-rasa-Technik verstrichenen Verputz schließen.<sup>9</sup> Spuren eines Putzes mit grobem Ziegelsplitt auf der Bogenmauerung des südlichen Fensters (Abb. 8) weisen zusätzlich auf eine ehemals rot betonte Rahmung der Fenster hin.

Wohl im 12. Jahrhundert wurde die Kapelle mit der Errichtung des Westturmes baulich zur Pfarrkirche erhoben. Der Turm erhielt seiner Höhe angemessen 1,40 Meter starke Mauern, wobei der Anschluss an die Westfassade über eine Mauerverstärkung mit Sparnische gelöst wurde (Abb. 5, 9). Nach Aufführung des Turmes wurde ein neues Kirchendach gegen die Turmostwand angeschlagen, dessen in situ verbliebener Mörtelabdruck einen ersten romanischen Dachanschlag dokumentiert (Abb. 10). Die gleiche Befundstelle demonstriert auch die erste Oberflächengestaltung des Turms, einen Pietra-rasa-Verputz ohne Kellenstrich.

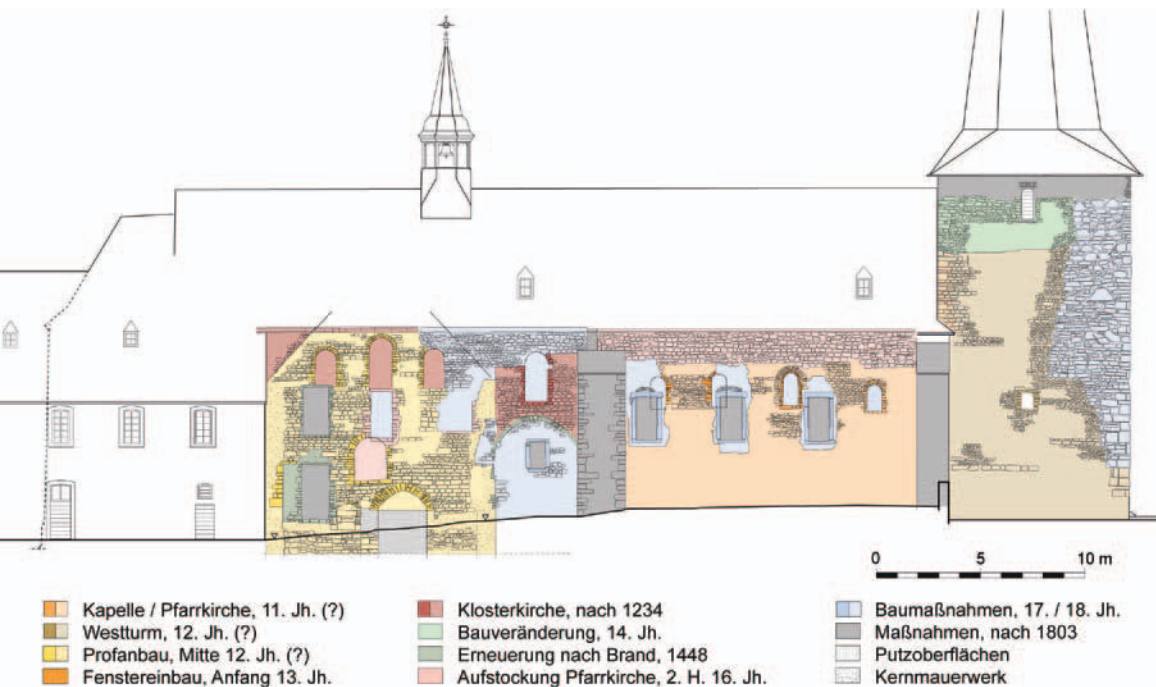
Zeuge des architektonischen Siedlungszentrums ist ein zunächst isoliert stehender Bau unmittelbar am Ostabschluss (Abb. 7, 9). Der prominenten Lage entsprechend war seine giebelseitige Schaufassade zur ehemaligen Römerstraße ausgerichtet. Die Disposition des Straßengiebels exakt in der Bauflucht der nördlichen Kirchenwand ermöglichte die bauliche Verschränkung im Zuge der zisterziensischen Osterweiterung nach 1234.

Bautechnik und Baubefunde bezeugen einen herrschaftlichen Sandsteinbau aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, dessen Grundrissausdehnung nach Norden nur archäologisch zu eruieren wäre (Abb. 9, 11). Das Sandsteinmauerwerk unterscheidet sich evident – auch im Mauermörtel (Abb. 15, 16) – von dem Baumaterial des Kapellen- bzw. Turmbaus. Es besteht zwar aus dem gleichen kalkhaltigen Sandstein des Bürvenicher Steinbruchs, hier jedoch überwiegend großformatig und schichtrecht behauen. Die beidseits abgebrochenen Traufmauern und die schräg verlaufende Giebelfläche lassen die Fassade innerhalb der Kirchenwand deutlich in Erscheinung treten. Den bauzeitlichen Wandaufriß kennzeichnen Rundbogenöffnungen in drei Geschossen. Sie wurden mit spätromanischem Baumaterial geschlossen, als die Fassade in den späteren Erweiterungsbau der Zisterzienserinnen integriert wurde. Ein großer Entlastungsbogen mit bauzeitlich geschlossenem Bogenfeld bezeugt den Zugang in ein eingetieftes Untergeschoss.<sup>10</sup> Das Hochparterre wurde über einen an der östlichen Traufseite gelegenen Außenzugang erschlossen. Die Belichtung erfolgte über ein zentrales Rundbogenfenster, dessen lichte Öffnung (2,10 x 1,60 m) auf die Gestaltung als Doppelarkadenfenster hindeutet. Aussagekräftiges



6. Ansicht von Nordosten, 2014. Foto: Kristin Dohmen, LVR-ADR.





7. Nordseite, Befund- und Baualterskartierung, 2011/12. Zeichnung: Kristin Dohmen und Christina Notarius, LVR-ADR.

Gestaltungsmerkmal für einen Schmuckgiebel ist schließlich die gestaffelte Anordnung dreier Rundbogenfenster (1,70/2,00 x 1,00 m) am Übergang zum Giebeldreieck. Der Dachanschlag mit aufliegendem Mörtel bezeugt ferner einen stufenlosen Dreiecksgiebel (Abb. 12). Sondagen an der heute innen liegenden Giebelfront wiesen den aus der Erbauungszeit anscheinend vollflächig überkommenen Fassadenputz mit weißem Kalkanstrich nach.

Der Aufriss zeigt deutlich Anklänge an städtische Feudalbauten der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und spiegelt Einflüsse des gehobenen Immunitätsbaus dieser Zeitstellung wider.<sup>11</sup> Das Bürvenicher Haus ist als selten überkommenes Zeugnis eines romanischen *curtis*, d. h. als feudaler Wohnsitz eines unbefestigten Wirtschaftshofes, anzusehen. Es dürfte sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um das architektonische Relikt des landesherrlichen (seit 1200 Jülicher) Oberhofes handeln, dessen Lage in der Nähe des Sakralbaus vermutet wird.<sup>12</sup>



8. Mauerwerk der romanischen Pfarrkirche, bauzeitlicher Mauer- und Putzmörtel sowie Ziegelsplittputz an einem Fensterbogen. Foto: Viola Blumrich, LVR-ADR.

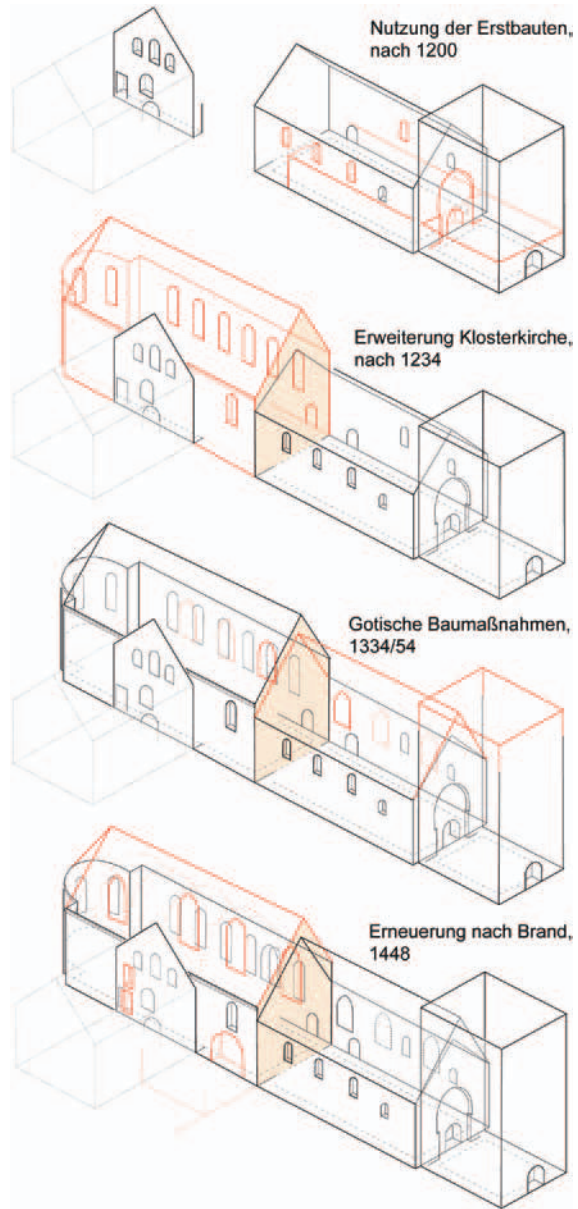
### „ZISTERZIENSISCHE“ NUTZUNG DER ERSTBAUTEN

Nach der Klosterüberlieferung haben zwei Töchter des Jülicher Hauses, die in Bürvenich ihren Wohnsitz hatten (das befundete Haus?), bereits im 12. Jahrhundert den Frauenkonvent ins Leben gerufen. Das Fest der Stifterin, der ehrwürdigen (*venerabilis*) Elisabeth von Jülich, wurde am 14. November gefeiert.<sup>13</sup> Rechtskräftige Quellen für diesen frühen Gründungszeitpunkt fehlen. Doch mag die Überfüllung des benachbarten Hovener Klosters ge-

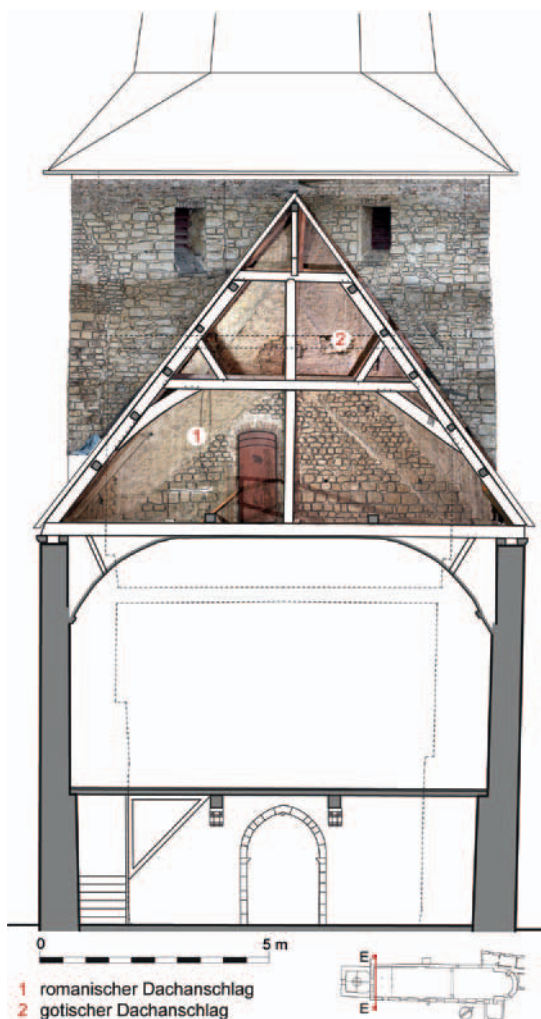
gen Ende des 12. Jahrhunderts<sup>14</sup> beredetes Zeugnis für den Andrang weiblicher Adliger in die neuen Gebetsgemeinschaften sein, die noch in loser Anbindung an den Orden nach dessen Idealen lebten. So dürften die Anfänge des Klosters Bürvenich in einem Zusammenschluss zisterziensisch lebender Frauen liegen, denen der Jülicher Graf – wohl auf Initiative weiblicher Angehöriger des Hauses – seinen erworbenen Allodialbesitz zur Verfügung stellte. Diese Form der Ansiedlung kennzeichnet gerade die frühen Niederlassungen der Zisterzienserinnen in der Blüte der hochmittelalterlichen religiösen Frauenbewegung. Für diese Konvente bildeten die bestehenden Baustrukturen, in denen sie vorübergehend unterkamen, den Ausgangspunkt der Gründung.

Die Erstbauten weisen eindeutige Spuren einer frühen zisterziensischen Nutzung auf (Abb. 9). Die Notwendigkeit, den noch kleinen Saalbau (der heutige Westteil) in einen Laien- und einen Schwesternbereich zu unterteilen, wurde mit dem Einbau einer den Raum fast komplett einnehmenden Nonnenempore gelöst. Relikt davon ist der Wandvorsprung in drei Metern Höhe, der sich beidseits der Langhauswände bis zum vertikalen Mauerversatz (Baunaht zwischen Pfarr- und Nonnenkirche) erstreckt (Abb. 13). Das Auflager für die Empore wurde durch Verstärkung der unteren, nur 65 cm starken Wandzone geschaffen. Die Einrichtung des Nonnenchores umfasste den Einbau höher liegender Rundbogenfenster noch ganz romanischer Ausprägung, die in ihrer Lage auf die Disposition des Chorgestühls Bezug nahmen (Abb. 7, 20). So erweist sich die Empore als erstes konstituierendes Element zisterziensischer Raumfunktionen. Sie erlaubte den Schwestern, ihren gottesdienstlichen Pflichten nachzukommen, ohne von den im Raum darunter befindlichen Laien gesehen zu werden bzw. diese ihrerseits zu sehen. Doch muss diese Einrichtung eines ersten Nonnenchores als provisorische Baulösung angesehen werden, denn die horizontale Unterteilung hatte die Konsequenz einer unbelichteten Unterkirche als Raum für die Gemeinde. Die einzige Öffnung stellte die bauzeitliche Rundbogenpforte auf der Südseite dar (Abb. 14).

Der Weg der Zisterzienserinnen in die Kirche führte über den Westturm, der allein eine Erschließung der Nonnenempore ermöglichte. Da diese bauliche Verschränkung nicht vorgesehen war, behalf man sich mit



9. Isometrie, Bauentwicklung, 1200-1450er. Zeichnung: Kristin Dohmen, LVR-ADR.



10. Querschnitt mit Blick auf die Ostseite des Turmes, Bildplanmontage mit Dachwerk (1730 d), darunter Mörtelabdruck des romanischen und gotischen Kirchendachs. Vermessung: Hans Meyer; Zeichnung: Christina Notarius, LVR-ADR.

Patronatsrecht und die Investitionsgrundlagen ermöglichten die Durchführung von Baumaßnahmen.

Sie haben ihren Beginn mit dem Bau der Nonnenkirche, die in östlicher Verlängerung der Pfarrkirche angefügt wurde (Abb. 9, 14). Der Erweiterungsbau übernahm die vorgegebene Saalbreite bei einer Längenausdehnung des Schiffs von 26,20 Metern. Der Ostabschluss mit eingezogener Rundapsis über Schmiegensockel wurde steil aufgeführt und scheint in der Stelzung dem Westturm zu antworten. Die Mauern der Nonnenkirche wurden mit bis zu 1,40 Metern Breite erheblich stärker dimensioniert, dabei jedoch – von Osten nach Westen – zum Baumaß der Pfarrkirche hin verjüngt. Auf der Südseite zeigt sich die Zäsur beider Bauten in dem vertikalen Versatz der Mauerwerke (Abb. 14). Auf der Nordseite vermittelt die Wandstärke zwischen Pfarrkirche und Fassade des Vorgängerbaus, der ohne kraftschlüssige Verzahnung in die Bauflucht der Nonnenkirche einbezogen wurde (Abb. 7). Er blieb in Gänze bestehen und diente den Zisterzienserinnen noch bis ins 17. Jahrhundert als Konventsbau, von dem die Nonnenkirche aus erschlossen wurde. Durch die Einbeziehung der bestehenden Struktur war der Aufriss der Kirchennordseite vorgegeben (Abb.

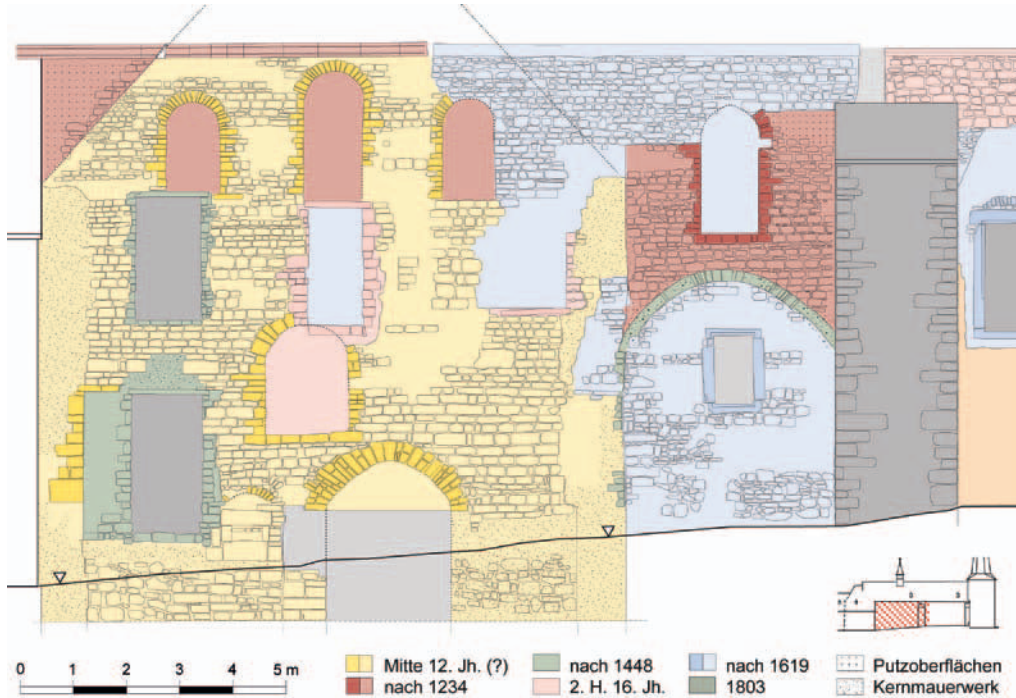
einer praktischen Lösung: Die Sparmauernische in der Ostwand des Turmes wurde zu einem geschossübergreifenden Blindbogen aufgebrochen, der den Emporenzugang im Obergeschoss akzentuierte.

Der zu dieser Zeit noch frei stehende Bau nordöstlich der Pfarrkirche diente sicherlich schon in dieser frühen Phase als Konventsbau, was die Kontinuität dieser Nutzung bestärken mag. Kleinstklöster, die an Pfarrkirchen angeschlossen waren, kamen oft mit einem einfachen, kirchennahen Nonnenhaus aus.<sup>15</sup> Die Nutzung der Erstbauten zeigt sehr eindrücklich den provisorischen Anpassungsgrad der bestehenden Kirche an die neue Funktion als Nonnenkirche.

#### DER ERWEITERUNGSBAU: KLOSTERKIRCHE

Die Frauenklöster der Zisterzienser waren auf einen weitreichenden Förderkreis zur materiellen Sicherung ihrer Niederlassung angewiesen. Stiftungen an das Kloster Bürvenich erfolgten bereits im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts. Doch erst mit der Jülicher Stiftung im April 1234 wurde die Grundausrüstung des Klosters gewährleistet. Graf Wilhelm IV. von Jülich verließ der Äbtissin und dem Konvent das Patronatsrecht über die Pfarrkirche und fügte sein Allod, also Grund und Boden, auf dem das Kloster bestand, mit den zugehörigen Gütern hinzu.<sup>16</sup> Die Umwandlung des jülicher Grundbesitzes in Klostergut sicherte den Zisterzienserinnen feste Einkünfte, das





11. Vorgänger-/Profanbau, Ausschnitt Befund- und Baualterskartierung. Zeichnung: Kristin Dohmen und Christina Notarius, LVR-ADR.

7): Lediglich ein langgestrecktes Rundbogenfenster fand Platz in dem schmalen Mauerstreifen zwischen Haus- und Pfarrkirchenanschluss.

Auf der Südseite hingegen offenbart sich im Wandaufriß eindrücklich der Geist der weiblich geprägten Ordensarchitektur (Abb. 14, 19): Die Wandzone des Schiffs besaß eine enge Reihung von sechs schlanken Langfenstern mit leicht zugespitzten Bögen, die sich an der Südseite und im Scheitel der Chorapsis in zwei Fenstern fortsetzt. Vorgebildet in der benachbarten Hovener Kirche mit ihrer schon um 1200 ausgeprägten Abfolge schlanker Rundbogenfenster findet sich der Aufriß – weiterentwickelt in frühgotischen Feinformen – bei einer Vielzahl der einschiffigen Zisterzienserinnenkirchen wieder.

Das Baumaterial der Erweiterung lieferte erneut der dorfeigene Sandsteinbruch, der auch die vorherigen Bauten bedient hatte. Die Bautechnik unterscheidet sich jedoch deutlich im schichtrechten Versatz sorgfältig behauener Werksteine, was die Auflösung des Mauerwerks in dichte Fensterabfolgen auch erforderte. Gemauert wurde über ein Auslegergerüst, das sich anhand regelmäßig ange-

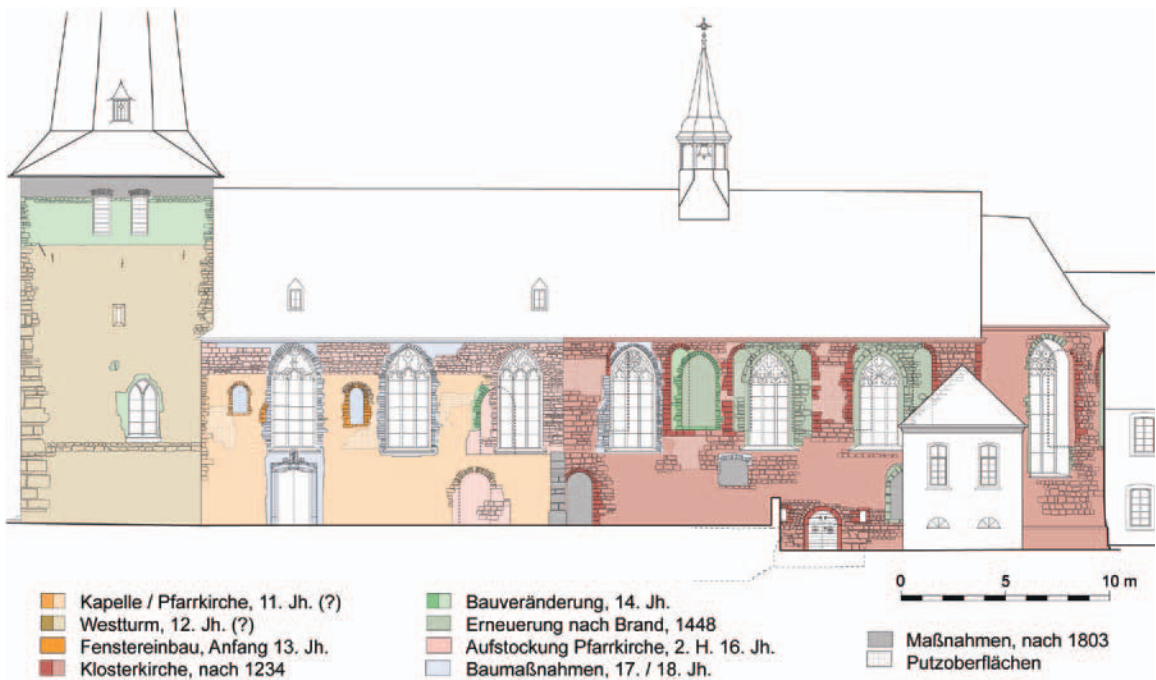


12. Vorgänger-/Profanbau, Dachanschlag (vgl. Abb.11 oben links). Foto: Viola Blumrich, LVR-ADR.

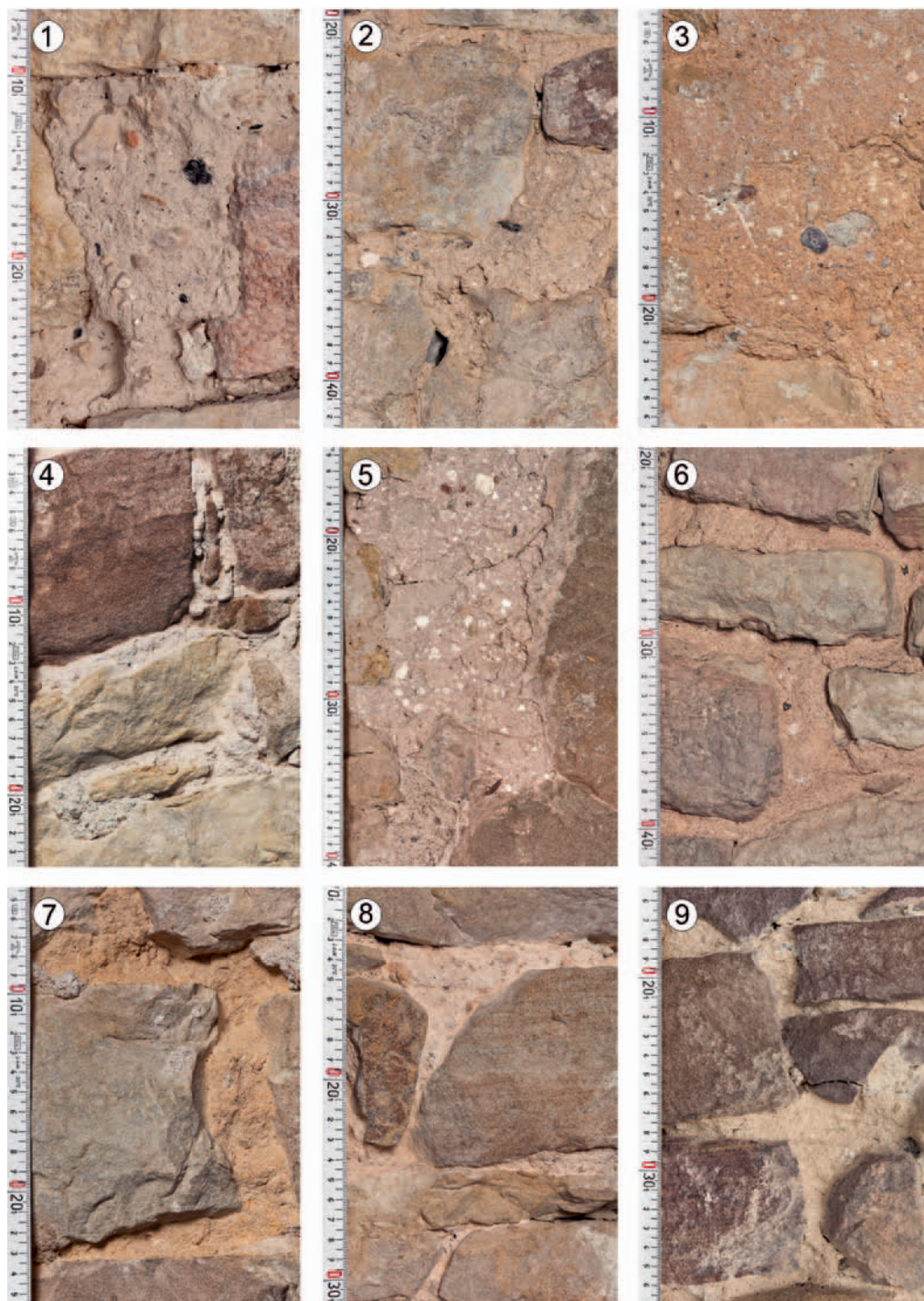




13. Kirchenschiff mit Wandvorsprung der romanischen Nonnenempore im Westteil, an deren Ende vertikale Baunaht zwischen Pfarr- und Nonnenkirche. Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR.












14. Südseite, Befund- und Baualterskartierung, 2012/13. Zeichnung: Kristin Dohmen, Christina Notarius, LVR-ADR.

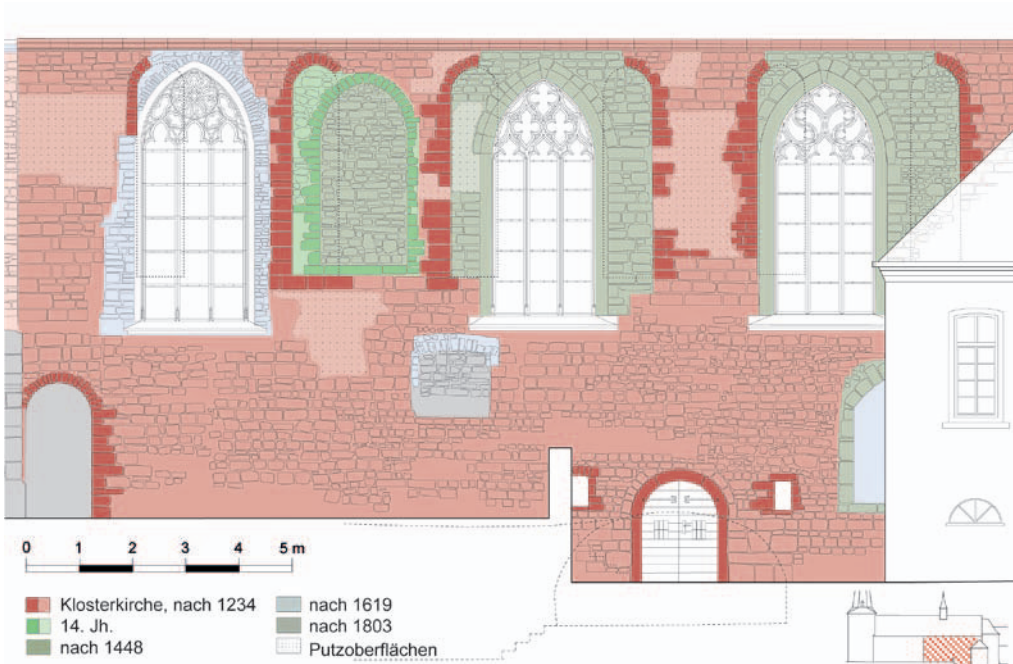


15. Erfassung und Dokumentation der Mauer- und Putzmörtel der romanischen bis barocken Hauptbauphasen.  
Fotos: Viola Blumrich, LVR-ADR, 2012.



<p>① <b>Mörtel romanische Kapelle 11. Jh. (?)</b></p> <p><b>Farbe:</b> hellbräunlich <b>Charakteristik:</b> sehr fester Kalkmörtel, feine bis grobe Körnung, Quarzsand und Natursteinstückchen bis 2 cm, Holzkohlestückchen, zahlreiche bis 5 mm große Kalkspatzen, vereinzelt römische Mörtelstücke mit Ziegelsplittzuschlag.</p> <p><b>Bauphase:</b> </p>	<p>② <b>Mörtel Profanbau Mitte 12. Jh. (?)</b></p> <p><b>Farbe:</b> graugelblich <b>Charakteristik:</b> relativ magerer Kalkmörtel, überwiegend mittelfeine, homogene Körnung, Quarzsand, wenige bis zu 1 cm große Natursteinsplitt- und Kieselzuschläge, vereinzelt bis zu 1 cm große Kalkspatzen, kein römisches Baumaterial.</p> <p><b>Bauphase:</b> </p>	<p>③ <b>Mörtel / Putz Klosterkirche um 1234</b></p> <p><b>Farbe:</b> kräftig rotockerfarbig <b>Charakteristik:</b> fester Kalkmörtel, überwiegend feine Körnung, bis 1 mm gelbrote Quarzsandkörner, einzelne Kiesel und Natursteinstückchen, durchsetzt mit unterschiedlich großen Kalkspatzen.</p> <p><b>Bauphase:</b> </p>
<p>④ <b>Mörtel Bautätigkeit 14. Jh.</b></p> <p><b>Farbe:</b> weiß <b>Charakteristik:</b> fester Kalkmörtel, homogen, feine Körnung, weißtransparente Sandkörner, wenige helle Kalksandsteinstückchen.</p> <p><b>Bauphase:</b> </p>	<p>⑤ <b>Mörtel Erneuerung nach Brand 1448</b></p> <p><b>Farbe:</b> rötlich graubraun <b>Charakteristik:</b> fester Kalkmörtel, überwiegend feine Körnung, braunroter Quarzsand, einzelne Naturstein- und Holzstückchen, zahlreiche bis zu 8 mm großen Kalkspatzen.</p> <p><b>Bauphase:</b> </p>	<p>⑥ <b>Mörtel der Aufstockung 2. Hälfte 16.Jh.</b></p> <p><b>Farbe:</b> hellrosa <b>Charakteristik:</b> fester Kalkmörtel, feine bis mittlere Körnung, bunter Quarzsand und feiner Ziegelsplittzuschlag.</p> <p><b>Bauphase:</b> </p>
<p>⑦ <b>Mörtel Baumaßnahme 1619</b></p> <p><b>Farbe:</b> gelb <b>Charakteristik:</b> magerer, sandender Kalkmörtel, feine Körnung, gelber Quarzsand, vereinzelt Lehmbohnen, wenige kleine Kalkspatzen.</p> <p><b>Bauphase:</b> </p>	<p>⑧ <b>Mörtel Turmreparatur 1654</b></p> <p><b>Farbe:</b> hellbräunlichgrau <b>Charakteristik:</b> fester Kalkmörtel, feine bis mittlere Körnung, bunter Quarzsand, vereinzelt größere Lehmbohnen, wenige Holzkohle- und Ziegelstückchen, vereinzelt Kalkspatzen.</p> <p><b>Bauphase:</b> </p>	<p>⑨ <b>Mörtel Modernisierung Pfarrkirche 1730</b></p> <p><b>Farbe:</b> weißgrau <b>Charakteristik:</b> fester Kalkmörtel, relativ homogen, feine Körnung, gelber - weißtransparenter Quarzsand, wenige größere Natursteinstückchen, Holzstückchen und wenige Kalkspatzen.</p> <p><b>Bauphase:</b> </p>

16. Klassifizierung der Mauer- und Putzmörtel der romanischen bis barocken Hauptbauphasen (die Legende entspricht der Baualterskartierungen Abb. 7 und 14). Analyse: Sigrun Heinen, LVR-ADR.



17. Nonnenkirche, Südseite, Ausschnitt Befund- und Baualterskartierung. Zeichnung: Kristin Dohmen, Christina Notarius, LVR-ADR.

ordneter rechteckiger Gerüstlöcher im Mauerwerk abzeichnet. Die Gerüstholzkanäle wurden nachträglich mit Steinen verschlossen. Das charakteristischste Baumerkmal der Klosterkirche ist der Putz- und Mauer mortel (Abb. 15, 16), der durch den Zuschlag ockerroten Sandes einen bewussten Kontrast herbeiführte: Die Nonnenkirche besaß einen sandsteinfarbenen, rötlich nuancierten Außenverputz, wohingegen die Pfarrkirche ihre bauzeitliche Weißfassung beibehielt. Dieser Oberflächenbefund bestätigt sich weitreichend in der Feststellung, dass eine architektonische Vereinheitlichung der nun 52,20 Meter langen Saalkirche nicht angestrebt wurde. Vielmehr blieb die Addition beider Bauten auch in Proportion und Bauformen deutlich (und noch lange) sichtbar: Die Nonnenkirche war 1,30 Meter höher, betont durch ein umlaufendes, karniesförmiges Dachgesims. Obwohl sie zisterziensische Schlichtheit kennzeichnet, muss der Kontrast zu der westlich anschließenden Pfarrkirche mit ihrem niedrigen Dach und den kleinen Rundbogenfenstern als ebenso bewusster Ausdruck gedeutet werden. Der Neubau bezeichnet das sichtbare Ende der zuvor untergeordneten Klosterfunktion. St. Stephani Auffindung hatte bis zur Säkularisation die Doppelfunktion einer Kloster- und Pfarrkirche und



18. Nonnenkirche mit verputzter Holztonne, ehem. Lage des Nonnenchores. Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR.





19. Längsschnitt A, Blick nach Süden, maßstäbliche Projektion der Baubefunde. Vermessung: Hans Meyer; Zeichnung: Kristin Dohmen, Christina Notarius, LVR-ADR.

offenbarte dies auch in der stringenten Zweiteilung der inneren Architektur. Die Kirchen waren 600 Jahre lang durch eine Quermauer getrennt.

### DAS BAUKONZEPT – STIFTERWILLE?

Zur Zeit des Bürvenicher Nonnenkirchenbaus hatte das Generalkapitel des Ordens die Einhaltung der erstmals 1213 schriftlich fixierten Klausuranforderungen mehrfach verschärft und als bindendes Aufnahmekriterium in den Ordensverband postuliert. Den Schwestern war qua Statut jeglicher Kontakt mit der Außenwelt untersagt, die Klausur durfte weder verlassen noch von Fremden betreten werden.<sup>17</sup> Die Anforderungen wären auch im Bestand mit überschaubarem Planungsaufwand zu lösen gewesen. Das Baukonzept, veranlasst durch den späten Zeitpunkt der Stiftung, lässt nach den Ambitionen fragen.

Für die Längenausdehnung der Klosterkirche dürfte – unter anderem – die gewollte Einbeziehung bestehender Strukturen ausschlaggebend gewesen sein: Eine bauzeitliche Rundbogenpforte in der Südwand der Nonnenkirche, nahe des Sanktuariums, erschließt in ihrer tiefen Lage heute noch einen unter dem Ostabschluss liegenden Raum, der als Unterkirche neu zu bewerten ist (Abb. 17, 19).<sup>18</sup> Diesem Raum und seiner Erschließung entsprechen Niveau und Lage des Vorgängerbaus auf der gegenüberliegenden Nordseite (Abb. 20). Somit ist wahrscheinlich, dass die Einbeziehung vorbestehender Strukturen einen liturgisch bedeutsamen Ort – einen Friedhof (oder eine Außenkrypta?) östlich der Erstkirche – implizierte und als Folgesepulchur zur Bestattung der Wohltäter aufgegriffen wurde.

Entsprechend der Bestimmung als Hauskloster der Jülicher Grafen muss davon ausgegangen werden, dass die Bestattung an bevorzugter Stelle für die Stifter ein Motiv war, gehörte doch die Pflege der Memoria zu den religiösen Aufgaben der Zisterzienserinnen. Die Unterkirche erfüllte geradezu optimal die Qualität, ad sanctos – also nahe den Reliquien des hl. Stephanus – bestattet zu werden und zugleich die Nähe der monastischen Gemeinschaft zum Grab zu sichern. Doch vermutlich motiviert dies nicht ausschließlich die Dominanz des Bauwerks.



20. Längsschnitt B, Blick nach Norden, maßstäbliche Projektion der Baubefunde, Querschnitte C: Pfarrkirche, Schnitt vor ehem. Trennwand, D: Nonnenkirche, Blick auf Fachwerkwand (1730 d), E: Nonnenkirche, Schnitt vor Apsisbogen mit Holztonnengebinde (1448 d). Vermessung: Hans Meyer; Zeichnung: Kristin Dohmen, Christina Notarius, LVR-ADR.

Der Bau einer Klosterkirche, die nur wirkt, wenn man sie sieht, scheint dem Jülicher Haus eine Optimierung in der Herrschaftssicherung geboten zu haben.<sup>19</sup> Die Kirche, die mittels ihrer Architektur dem Zisterzienserorden zugehörig war, bot nicht nur beste Aussichten, den lokalen Adel mit der Unterbringung von weiblichen Angehörigen stärker an das Jülicher Haus zu binden. Die in Klostergut umgewandelten Besitzungen ließen sich so sichtbar absichern gegenüber dem größten territorialpolitischen Konkurrenten des Jülicher Grafen: das Erzbistum Köln, welches den nur sieben Kilometer entfernten Außenposten Zülpich zu dieser Zeit eigens gegen die Jülicher Grafschaft festigte. So erscheinen der späte Stiftungszeitpunkt und das Baukonzept vor dem Hintergrund territorialpolitischer Absichten vor allem als Strategie des Jülicher Hauses, die Inszenierung der Klosterkirche in der rötlichen Außenwirkung als Symbol der Herrschaftsarchitektur vielleicht sogar inbegriffen.

Bezeichnenderweise stagnierte nach Vollendung des Kirchenbaus der Bauprozess wegen fehlender Mittel. Die Äbtissin ersuchte um Almosen für den Weiterbau und war nun auf die Unterstützung des Jülicher Kontrahenten, des Erzbistums, angewiesen: 1245 wandte sich Erzbischof Konrad von Köln unter Zusicherung eines Ablasses an die Christgläubigen zur Baufinanzierung der Klosterbauten. Kapelle, Krankenabteilung und die *officinae* (Wirtschaftsbauten?) waren unvollendet. 1249 gestattete schließlich Papst IV. auf Bitten des Kölner Erzbischofs die weitere Aufnahme von zehn Nonnen über die vom Orden festgesetzte Zahl.<sup>20</sup> Diese



21. Dachwerk der Nonnenkirche, Holztonnenkonstruktion (1448 d), Fachwerkwand (1730 d). Foto: Vanessa Lange, LVR-ADR.

Mauerzügen im Kirchenraum bis nach der Säkularisation noch bestehen. Dies erlaubt den Rückschluss, dass sie den bauzeitlichen (geraden) Ostabschluss der Pfarrkirche bildete und aus bautechnischen Erfordernissen in ihren Anschlüssen *in situ* blieb. Mit der Auflösung der Trennmauer (1730) gab man jedoch keineswegs die Zweiteilung auf: Sie wurde fortgesetzt in einer dünnen Fachwerkwand mit Achsverschiebung nach Osten, was lediglich eine Neuproportionierung der Zweiteiligkeit zum Ergebnis hatte. Diese Fachwerkwand geht in dem heutigen Triumphbogen auf und findet sich mit aussagekräftigen Baubefunden im Dachstuhl wieder (Abb. 20, Schnitt D, 21). Beide Trennwände, die bauzeitliche und die barocke, sind in den Bauplänen des Architekten Christian Wilhelm Ulich dokumentiert, der 1837 die Vereinheitlichung beider Kirchen realisierte (Abb. 28).

Die Bürvenicher Kirche war somit seit spätromanischer Zeit in zwei hintereinander gestaffelte, nahezu gleich große Räume geteilt, die qua ihrer doppelten Ostpartien als jeweils selbstständige liturgische Saalbauten zu werten sind: das Gotteshaus der Pfarrgemeinde und die Klosterkirche der Zisterzienserinnen. Mit dieser Baulösung entzieht sich Bürvenich der üblichen Raumkonzepte und bildet einen beachtenswerten Sonderfall in der Separierung der Nutzergruppen. Bei der Mehrzahl deutscher Zisterzienserinnenkirchen dominiert die Lage des Nonnenchores auf der Empore des westlichen Langhauses, so dass – wie auch in der Bürvenicher Erstlösung – der ebenerdige Kirchenraum den Laien vorbehalten blieb. Zisterziensische Vergleichsbauten, die eine Zweiteilung der Kirchen nach Bürvenicher Schema aufweisen, sind derzeit nicht bekannt. Diese Baulösung erscheint am ehesten mit den oberrheinischen Klosterkirchen der weiblichen Bettelordenszweige des späten 13./14. Jahrhunderts vergleichbar.<sup>21</sup>

### ZONIERUNG DER KLOSTERKIRCHE: NONNENCHOR

Das Baukonzept kennzeichnet auch eine individuelle Lösung in der Disposition des Nonnenchores.<sup>22</sup> Er lag ebenerdig, gleichsam erhöht durch das Niveau der Unterkirche, westlich des Presbyteriums (Abb. 18). Seine direkte Anbindung zum Konventsbau (Abb. 20) erfüllte fundamentale Bedingungen der Klausur und Liturgie.

Die erwähnte Bauzeichnung von Ulich (Abb. 28) zeigt eine massive Abschränkung, die den Westteil der Nonnenkirche von dem Presbyterium noch bis 1837 schied. Bestätigung findet die Darstellung in den ar-

Aufweitung des *numerus clausus* für Bürvenich bezeugt die Vollendung des Klastrums. Und sie bezeugt die Qualität der architektonischen Vorkehrungen zur Einhaltung der Klausurvorschriften.

### DIE RAUMORGANISATION: ZWEITEILUNG

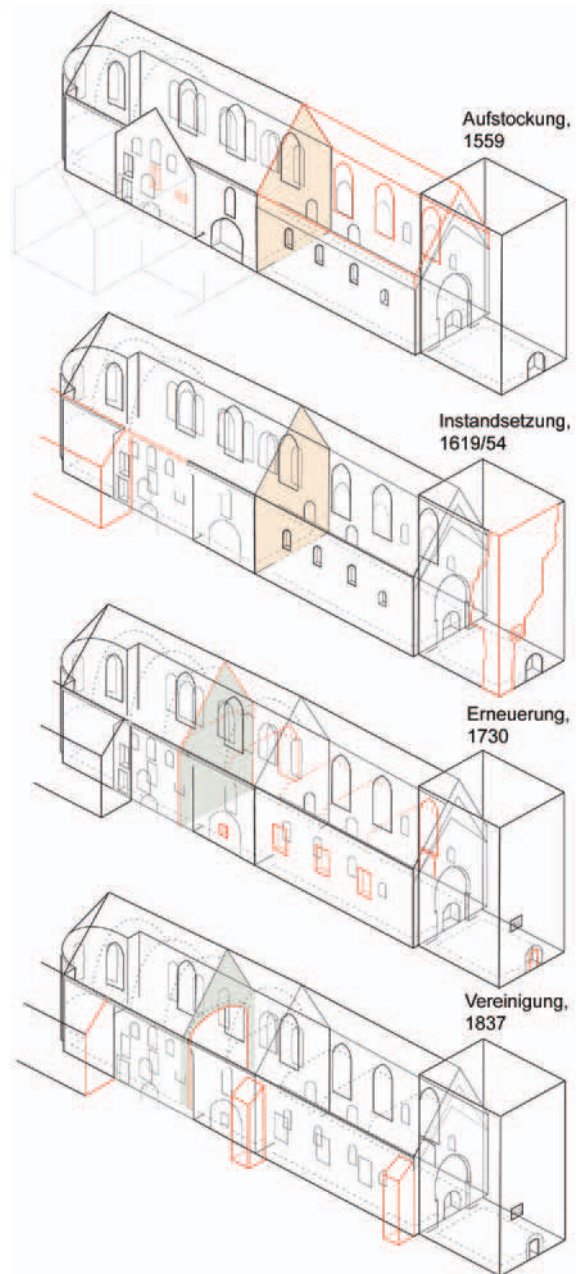
Pfarr- und Nonnenkirche waren an der Nahtstelle durch eine massive Quermauer voneinander getrennt, die sich – den unterschiedlichen Bauhöhen entsprechend – bis in den Dachgiebel emporzog (Abb. 19, 20). Ihr Ausbruch zeichnet sich an den Traufabschlüssen ab, wo sie die Zäsur zwischen den heute noch bestehenden Dachwerken kennzeichnet: der Holztonnenkonstruktion der Nonnenkirche (1448 d) und dem liegenden Stuhl mit Hängewerk der Pfarrkirche (1730 d). Die Quermauer trennte bis 1730 den Gesamtbau, wurde sodann rückgebaut und blieb in Form von zwei massiven



chäologischen Befunden, die bei Bodenarbeiten im November 2014 erhoben wurden: Ein zum Kirchenraum quergelagerter Fundamentstreifen aus Sandbruchsteinen und die farblich gefasste Spolie als Relikt einer architekturgliedernden Bauskulptur sind – in Zusammenschau mit der Zeichnung – aussagekräftiger Befund einer bauplastisch gestalteten Abschränkung. Baubefund und -quellen erklären die ungewöhnliche Abrundung des Mauerverlaufs, die sich entsprechend der Bauzeichnung auch im Boden wiederfand. Nach einem Brand 1448 wurden „Kapelle und Chöre“<sup>23</sup> der Nonnenkirche wiederaufgebaut. Die Abrundung berücksichtigt die Disposition der großformatigen Maßwerfenster, die im Zuge der Erneuerung nach 1448 entstanden. Den Zusammenhang von Boden- und Baubefund bezeugt ferner der identische Versetzmörtel, der wiederum in charakteristischer Zusammensetzung die spätgotischen Reparaturmaßnahmen kennzeichnet (Abb. 15, 16). Somit stellt die Abschränkung in der Bauzeichnung einen erneuerten Zustand nach 1448 dar.

Die Zonierung dürfte jedoch bereits für den spätromanischen Innenraum zugefallen haben – bei gerader Flucht der Abschränkung. Der Verlauf entspricht der östlichen Umfassungswand der Unterkirche und damit bezeichnenderweise der östlichen Traufwand des gegenüberliegenden Konventsbaus (Abb. 20). Die Schranke trennte den Nonnenchor vom Presbyterium, das den Frauen qua Kirchenrecht verwehrt war. Somit beantwortet diese Zonierung auch die essentielle Frage, wie Kloster und Kirche miteinander verschränkt waren, ohne dass die den Chordienst versiehende und Sakramente spendende Priesterschaft die strenge Klausur der Frauen brach. Der Dokumentationswert der Ulich-Zeichnung

lässt gerade diesbezüglich nach der Funktion des längsgerichteten Mauerzugs östlich der Abschränkung fragen. Offenbar bildete die Mauer eine weitere Zonierung zur Regelung des Verkehrs. Der Zugang der Priester ins Presbyterium erfolgte über eine separate Pforte an der Südwand (verdrängt durch den Sakristeianbau des 19. Jahrhunderts). Das von der Nonne Margarete von Einenberg nach der Erneuerung 1463 gestiftete Sakramentshaus befindet sich heute noch immer an der nördlichen Chorwand (Abb. 18). Die Mauer

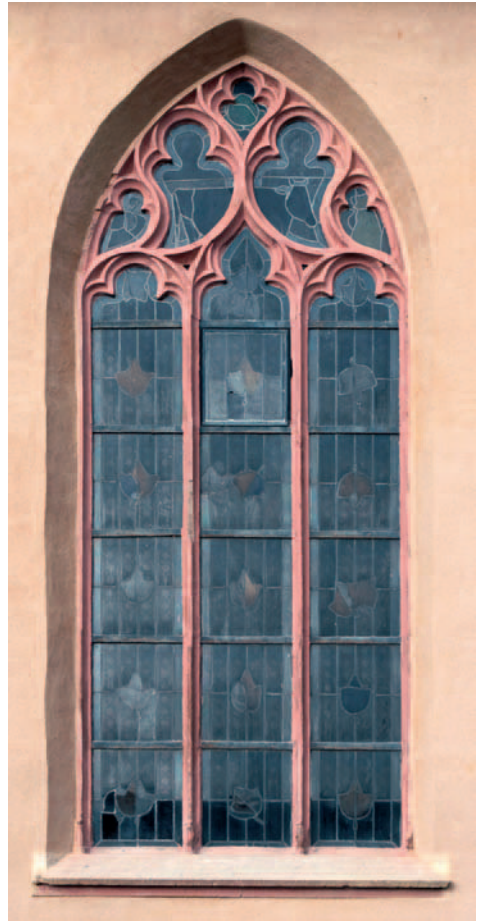


22. Isometrie, Bauentwicklung, 1559-1837. Zeichnung: Kristin Dohmen, LVR-ADR.





23. Maßwerkfenster der spätmittelalterlichen Bauerneuerung (1448). Entzerrtes Foto: Hans Meyer, LVR-ADR.



24. Maßwerkfenster der frühneuzeitlichen Bauerneuerung (2. H. 16. Jh.). Entzerrtes Foto: Hans Meyer, LVR-ADR.

scheint eine weitere architektonische Vorkehrung zur Regelung des Verkehrs entsprechend der Klausurvorschriften, vielleicht sogar der Sakramentsspende und Beichte, zu sein.

Der Erkenntnisgewinn stößt an die Grenzen in den Fragen, wie die Niveauunterschiede innerhalb der Klosterkirche gelöst waren, inwieweit eine direkte Erschließung der Unterkirche von der Nonnenkirche aus möglich war, und ob diese sporadisch anderen Kirchenbesuchern zugänglich war. Auf Letzteres mag eine bauzeitliche Rundbogenpforte in der Südwand hindeuten, die den ebenerdigen Westteil der Klosterkirche erschloss (Abb. 19, 25). Sicher ist hingegen, dass die Unterkirche vom Kirchhof aus auch den Laien zugänglich war. Die tief sitzende Rundbogenpforte in der Südwand stellte den öffentlichen Zugang dar, und zwei bauzeitliche Fenster beidseits der Pforte ermöglichten einen Sichtbezug von Außen.

### **GOTISCHE BAUMASSNAHMEN AN PFARR- UND KLOSTERKIRCHE**

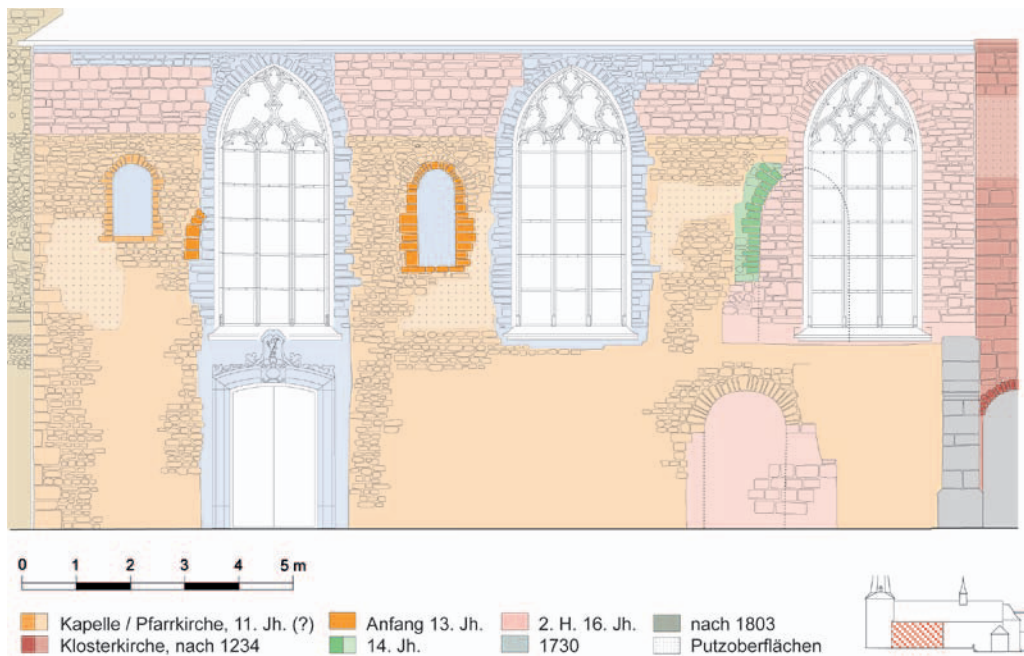
1260 inkorporierte der Kölner Erzbischof die Pfarrkirche dem Kloster, womit die bisher dem Pfarrer zustehenden Einkünfte der Äbtissin und ihrem Konvent zufielen. Durch die Inkorporation ging nun auch die Baulast der Pfarrkirche auf die Zisterzienserinnen über. Die Bauerhaltungspflicht des Gesamtbaus zeigt sich

in Maßnahmen, die erstmals eine äußere Vereinheitlichung von Pfarr- und Klosterkirche anstreben. Mit Aufstockung des Westturmes erhielt die Pfarrkirche ein steil aufgeführtes höheres Dach (Abb. 9, 10). An der Turmrückwand sind Dachanschlag und Außenverputz, ebenfalls einlagig verstrichen in *Pietra-rasa*-Technik, umfassend erhalten geblieben. Da die Konstruktion auf den (noch) niedrigen Traufabschluss der Pfarrkirche aufgeführt wurde, erreichte der Dachfirst zwangsläufig nicht die Höhe der Klosterkirche, so dass die unterschiedlichen Proportionen der additiven Baukörper zwar gemildert wurden, jedoch weiterhin bestehen blieben. Dies bezeugt auch der zeitgleiche Einbau gotischer Spitzbogenfenster in Pfarr- und Klosterkirche, die als Vorgänger der großen Maßwerkfenster den Aufriss der Südseite synchronisierten – bei unterschiedlichen Höhenbezügen (Abb. 14). Der auffällig helle, fast weiße Mörtel der gotischen Ergänzungen machte jetzt auch einen Anstrich der Klosterkirche notwendig. Spuren von weißer Kalktünche auf der bis dahin schon leicht angegriffenen Putzoberfläche an der Nonnenkirche und insbesondere auf dem Laibungsputz der Chorfenster lassen daher eine einheitliche Außenfassung von Turm, Pfarrkirche und Nonnenkirche spätestens in dieser Phase vermuten. Die gotischen Baumaßnahmen erweisen sich – neben stilgeschichtlichen Kriterien – durch Stratigraphie und Charakteristik der Baumaterialien als zusammengehörig (Abb. 15, 16, Mörtel Nr. 4). Sie lassen sich mit Ablässen in Verbindung bringen, die zunächst 1324 von Papst Johannes XXII. und erneut 1354 auf Bitten des Altenberger Mönchs Thilmann Goesten vom Generalkapitel des Ordens zur Finanzierung von Reparaturen ausgestellt wurden.<sup>24</sup>

Von weitaus schwerwiegenderem Ausmaß waren die vom Konvent zu bewältigenden Bauerneuerungen nach dem Großbrand im Jahr 1448, der massive Schäden an Kirche und Kloster verursacht hatte. Das Ausmaß zeigt sich besonders in einer großzügigen Güter- und Memorienstiftung von 1450, die an die Auflage geknüpft worden war, dass die Einnahmen der ersten 12 Jahre zum Wiederaufbau der Klosterkirche und besonders „der Kapelle und der Chöre“ verwendet werden sollten.<sup>25</sup>

Das Bauwerk als Quelle gibt dezidierten Aufschluss über Beschädigung und Erneuerung. Die Brandspuren zeigen sich in der Rotverfärbung von Stein und Mörtel am Mauerwerk der Klosterkirche, wo sie weit ins Dach bis zum höchsten Punkt der Apsisstirnwand oberhalb der Wölbung hinaufreichen. Sie bezeugen die Dimension des Brandes und finden Bestätigung in der 1448 (d) erneuerten Stuhlkonstruktion, die in Form eines offenen Dachstuhls mit Holztonne den hohen Raum der Klosterkirche überspannt. Die Konstruktion ist komplett erhalten und bildet ein eigenständiges Dachwerk, das hinter der bauzeitlichen Quertrennwand – die als Brandgiebel den Übergriff der Zerstörung auf die Pfarrkirche verhindert hatte – aufgeschlagen wurde (Abb. 20, 21). Sie besteht aus 16 eng stehenden Gebinden mit jeweils zwei die Wölbung bildenden Bogenstreben, die sich 6-fach genagelt zwischen die Stuhlsäulen und Binderbalken spannen. Unterseitig bezeugen die Nagelungen die Schließung durch längs gespannte Bohlen. Erst mit der Neugliederung des Kirchenraums 1730 wurde die Sichtbarkeit der Tonne im westlichen Bereich durch Einzug eines Flachgewölbefeldes aufgegeben. Im östlichen Bereich blieb sie hingegen bestehen, da die bis ins Dach hoch aufsteigende Apsis keine andere Deckenausbildung ermöglichte. Aufgrund der Höhe des Chorbogenscheitels und der weiter hoch reichenden (originalen) Putzflächen muss die Holztonnenkonstruktion einen bauzeitlichen Vorgänger besessen haben.

Bei der Erneuerung nach 1448 blieb folglich der spätromanische Kontrast zwischen Langhaus und Chor bestehen, allerdings in einer spätgotisch modifizierten Raumwirkung (Abb. 18, 20). Der bauzeitliche Chorbogen erhielt eine Subkonstruktion durch einen „zweiten“ Apsisbogen in Spitzbogenform mit steil aufgeführten Gewänden. Die nun abgeflachte Apsishalbkuppel wurde nach Art eines gotischen Chorschlussgewölbes bzw. Fächergewölbes aus fünf schwach geschweiften Schalen mit kaum merklichen Graten neu gestaltet. Zeugen die Maßnahmen von der Schwierigkeit, den spätromanischen Innenraum spätgotischen Feinformen anzupassen, so ließ sich dies mit der neuen Durchfensterung kompensieren. Das Langhaus der Nonnen erhielt südseitig zwei beherrschende Großfenster mit Spitzbogenabschluss und dreibahnigem Maßwerk, die Chorapsis eine schmälere Version des Maßwerkfensters (Abb. 14, 23). Das Baukonzept fügt sich schließlich in der spätgotischen Abschränkung des Nonnenchores aussagekräftig mit den Quellen zum Wiederaufbau der Chöre (Presbyterium und Schwesternchor) zusammen.



25. Pfarrkirche, Südseite, Ausschnitt Befund- und Baualterskartierung. Zeichnung: Kristin Dohmen, Christina Notarius, LVR-ADR.

Der Brand 1448 hatte auch Erneuerungen der Klausurbauten zur Folge (Abb. 11, 20): Auf der Nordseite zeichnen sich auf der Giebelwand des ehemaligen Klausurgebäudes Brandverfärbungen ab, die auf ein Wüten des Feuers von der unteren Etage bis aufs Dach schließen lassen und auch den Außenputz der Nonnenkirche dunkler verfärbt haben. In dem Material des Wiederaufbaus<sup>26</sup> offenbaren sich auf dieser Seite Baubefunde, die eine neue Disposition der Erschließung bedingten. Eine große Bogenöffnung (5,00 m x 4,00 m) verband einen unbekanntem Baukörper mit dem Westteil der Nonnenkirche. Die Bogensteine sind als Bindersteine versetzt und lassen auf einen ehemals gewölbten Anschlussbau schließen. Möglicherweise handelt es sich um die Erneuerung der Kapelle, die in der Stiftung von 1450 erwähnt ist. Neu angelegte Verbindungstüren in der östlichen Achse des Konventsbaus stellten nun eine Verbindung vom Obergeschoss (Dormitorium?) in den Nonnenchor her, was eine absteigende Wandtreppe voraussetzt. Die Erschließungen lassen neue Verhältnisse der Höhenniveaus vermuten, über die uns (bislang) keine eindeutigen Befunde vorliegen.

Eine ergänzende Aussage zur Arbeitstechnik dieser Phase erlauben die vereinzelt noch in der Mauerwerks-oberfläche steckenden Rundhölzer der Gerüstlagen. Die Hölzer sind in den für den Einbau der Spitzbogenfenster erneuerten Mauerbereichen, in den spätgotischen Mörtel, eingemauert und dienten als Träger eines Auslegergerüsts.

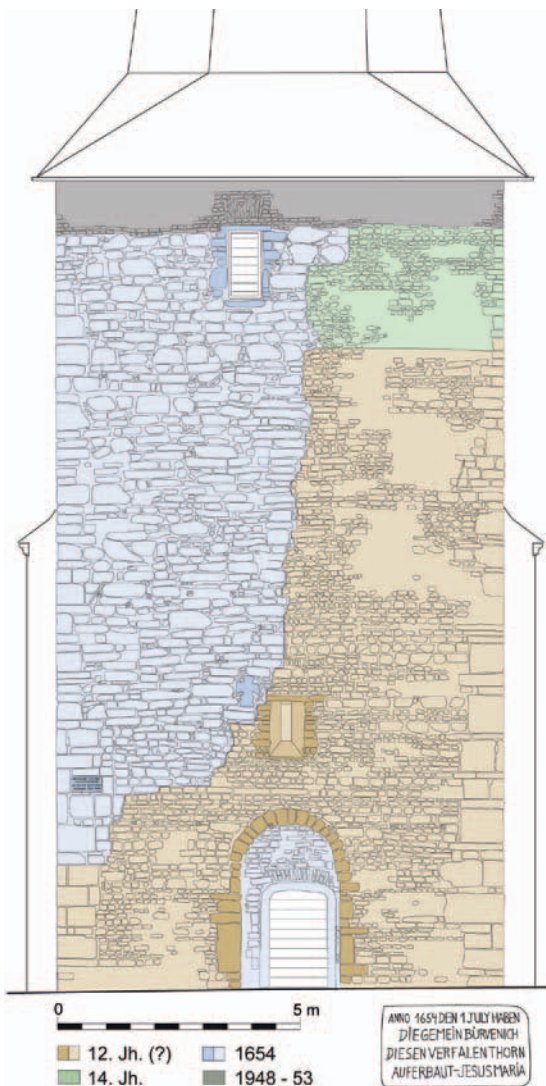
Für das äußere, öffentliche Erscheinungsbild nach den Bauarbeiten 1448 lässt sich festhalten, dass die Zweiteilung von Pfarr- und Klosterkirche nun wieder verstärkt zum Ausdruck kam: Die großen Maßwerkfenster der Nonnen standen den kleineren Spitzbogenfenstern der Gemeinde gegenüber, im Aufriss betont durch die unterschiedlich hohen Gebäudeabschlüsse. Die Klosterkirche verblieb im Wesentlichen in dem nach 1448 geschaffenen Bauzustand, die Pfarrkirche erfuhr dagegen einen sukzessiven Sanierungs- und Adaptionprozess.



**BAUERHALTUNGSPFLICHT DER PFARRKIRCHE: KONVENT VERSUS GEMEINDE**

Offenbar galt die Bauerhaltungspflicht der Nonnen für den Gesamtbau nicht allumfänglich. Eine Bestimmung von 1559 regelte, dass der Konvent die Kirche „unter Dach bis auf 2 Fuß nahe dem Turm“ instand zu halten habe.<sup>27</sup> Die Baulast des Turmes oblag folglich der Gemeinde. Die Notwendigkeit einer solchen Regelung kündigt von Sanierungsbedarf und findet in Baumaßnahmen Bestätigung. Die Pfarrkirche erhielt durch Aufstockung des Mauerwerks um 1,30 Meter Höhe einen der Nonnenkirche (beinahe) ebenbürtigen Gebäudeabschluss und – nach dem Vorbild der Klosterkirche – drei beherrschende Großfenster mit Spitzbogenabschluss und dreibahnigem Maßwerk (Abb. 22, 24). Allerdings erfolgte die Neuausbildung nur auf der öffentlichen Südseite. Die Nordseite wurde weiterhin durch die kleinen Rundbogenfenster belichtet. Die Baumaßnahmen kennzeichnet großformatiges Sandsteinmauerwerk, das – im Gegensatz zu den vorherigen Maßnahmen – in einem Ziegelsplittmörtel versetzt ist. Die dendrochronologische Datierung eines Bauholzes um/nach 1542 +/- 10 Jahre präzisiert die Stratiographie des Mörtels, der zwischen spätmittelalterlicher und barocker Bautätigkeit Verwendung fand.<sup>28</sup>

Die zeitliche Nähe der Maßnahmen zu der Baulastregelung scheint nicht zufällig. Der Konvent hatte die Pfarrkirche in Dach und Fach instand gesetzt. Für den Turm fühlten sich die Nonnen offensichtlich nicht verantwortlich, was die Regelung 1559 – vielleicht unter Berücksichtigung des zisterziensischen Turmverbotes – bestätigt. Erst 1654 erfolgte eine Kernsanierung des Turmes durch die Kommune Bürvenich. Die Arbeiten umfassten die Konstruktion eines mächtigen Holztragwerks (Abb. 19, 20), das zur Aufnahme des Turmdachwerks in den Baukörper eingestellt wurde. Es handelt sich um ein freitragendes Stützwerk aus Ständern und Streben mit neu ausgebildeten Ge-

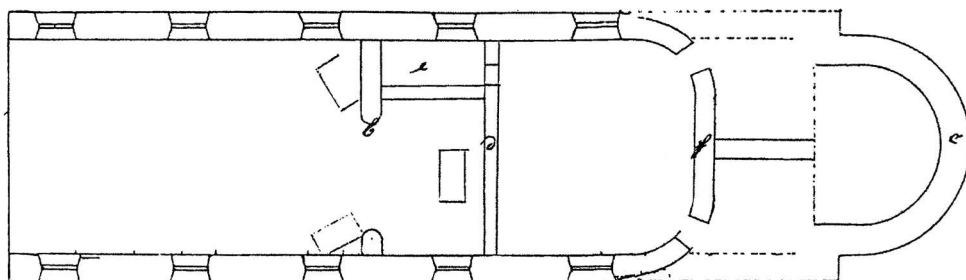


26. Turm, Westseite, Befund- und Baualterskartierung, 2011/12. Zeichnung: Christina Notarius, LVR-ADR.



27. Inschriftentafel der Kommune von 1654 an der nordwestlichen Turmecke. Foto: Christina Notarius, LVR-ADR.





28. Grundriss vor Umbau durch Architekten Christian Wilhelm Ulrich, 1837, b: bauzeitliche Trennwand, d: barocke Fachwerk-trennwand, e: Sakristei, f: Abschrängung. Repro: LVR-ADR.

schosslagen, deren Aufteilung allein der Statik und Dimension des Holzgerüstes geschuldet ist. Dass die Baufähigkeit des romanischen Turmes diese ungewöhnliche Konstruktion bedingte, zeigt sich besonders in der Mauerwerksreparatur der Kommune: Die gesamte Nordwestecke des Turmes wurde in großformatigen Steinen neu aufgemauert (Abb. 26). Wiederum kennzeichnen Baumaterial und Mauertechnik stein- genau den Umfang der Arbeiten, die – da sie unter dem Turmverputz verschwanden – auch 1654 nicht undokumentiert bleiben sollten. Eine sauber ins Mauerwerk eingemörtelte Sandsteinplatte (Abb. 27) trägt die Inschrift: ANNO 1654 DEN 1. JULY HABEN DIE GEMEIN BURVENICH DIESEN VERFALEN THORN AUFGEBAUT. JESUS, MARIA. Ihr Anbringen an der Nordwestecke des Turmeingangs dokumentiert öffentlichkeitswirksam die geleistete Bauerhaltungspflicht der Kommune.

Ein schwerwiegendes Ereignis zeugt ein letztes Mal von den Bauaufgaben der Zisterzienserinnen, die sie nur durch umfangreichen Güterverkauf bewerkstelligen konnten: 1619 zerstörte ein Brand ausweislich der Quellen Klosterhof, Kirche, Kapelle und andere Gemächer.<sup>29</sup> Die großflächigen Reparaturen lassen keine Zweifel über den Abbruch des Konventsbaus infolge des Brandes (Abb. 22). Mit der Abtragung des Hausgiebels bis auf Kirchentraufhöhe erfolgte auch die großflächige Mauerwerkserneuerung daneben. Das in diesem Bereich zuvor gelagerte spätromanische Gesims wurde nun dem abgetragenen Giebelabschluss gestückelt aufgesetzt. Der Mauerabschluss daneben erhielt ein Holzgesims. Die Maßnahmen kennzeichnet ein sandiger, gelber Reparaturmörtel, mit dem auch das Kernmauerwerk der niedergelegten Traufseiten

egalisiert wurde. Der Klausurbau wurde nun durch einen traufseitig anschließenden Neubau ersetzt. Dieser integrierte – anders als heute – noch die erste östliche Öffnungsachse des Vorgängers, so dass die Verbindung zwischen Klausur und Kirche bestehen blieb.

#### **MODERNISIERUNG UND NEUPROPORTIONIERUNG DER PFARRKIRCHE**

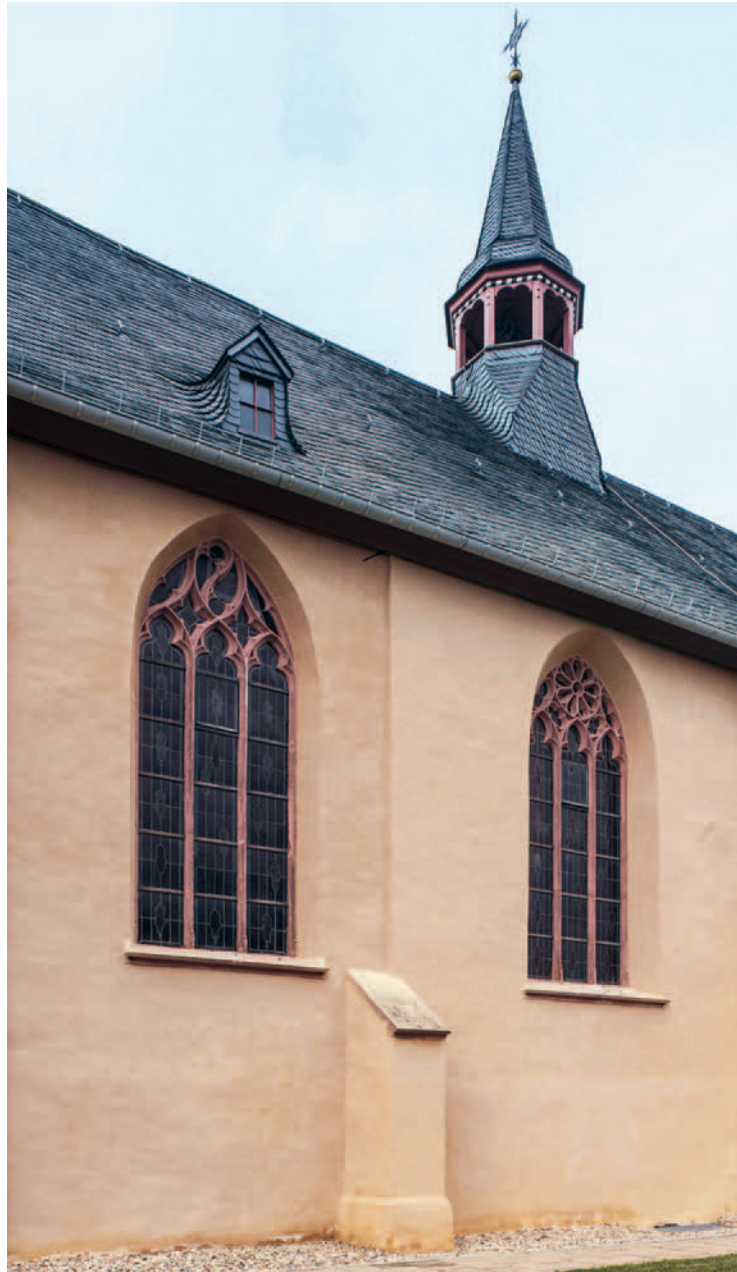
Um 1730 fand die letzte Baumaßnahme vor der Säkularisation an der Pfarrkirche statt. Der Raumeindruck wurde entscheidend verändert durch die Neuproportionierung der Zweiteiligkeit zugunsten der Vergrößerung und Moder-



29. Anwurf des neuen Putzes auf der Nordseite, 2012. Foto: Viola Blumrich, LVR-ADR.

nisierung des Gemeinde-Gotteshauses. Das Ergebnis ist in der Bestandszeichnung von Ulich (Abb. 28) zuverlässig verbürgt. Die bestehende Quertrennwand wurde großzügig durchbrochen bzw. bis auf zwei Mauerzungen aufgelöst. An diese positionierte man die Seitenaltäre. Mit dem Einzug der Fachwerkwand (1730 d, vgl. Abb. 28) in der Achse des heutigen Triumphbogens wurde die Zweiteiligkeit des Gesamtbaus neu proportioniert mit zentrierter Aufstellung des Hauptaltars und abgetrennter Sakristei. Das dreiteilige Altarensemble folgt verbreiteten Raumlösungen, wie sie für die kleineren Barockkirchen der Eifel des 18. Jahrhunderts typisch sind. „Gefällige“ Erscheinung erhielten auch die neuen Fenster der nördlichen Langhausseite (Abb. 7): Belichtet bis 1730 noch durch die spätromanischen Fenster, ersetzte man diese nun – erstaunlicherweise nach Art des zeitgenössischen Profanbaus – durch hochrechteckige Fenster mit profilierten Hausteingewänden. Ein solches Fenster erhielt auch der Sakristeiraum an der Nordwand. Das Südportal wurde mit Hausteingewände des gegenüberliegenden Fenstertyps in der westlichen Achse neu ausgebildet.

Mit der Neugestaltung verbindet sich der Einzug des barocken Spiegelgewölbes, das als zusammenhängende Konstruktion mit dem Dachstuhl 1730 (d) errichtet wurde (Abb. 20 C, 31).<sup>30</sup> Es handelt sich um einen liegenden Stuhl mit Hängewerk zur Lastabtragung und 20 eng gereihten Ankerbalken, an deren Unterseite das Gewölbe abgehängt wurde. Im Bereich der zisterziensischen Holztonne ging man pragmatisch vor: Die stärkeren Wände der Nonnenkirche erlaubten die Ausbildung eines Mauerrücksprungs zur Aufnahme der Ankerbalken, so dass das Spiegelgewölbe bis zur neuen Fachwerkwand fortgesetzt werden konnte. Im Bereich der Pfarrkirche war die Gewölbeausbildung hingegen nur mit bautechnischen Kunstgriffen zu verwirklichen: Die dünnen Mauern (0,65 m) waren durch die Dimension der Großfenster offensichtlich beeinträchtigt, zumal die bis zur Traufe reichenden Bogenseitel insbesondere die Mauerkrone schwächten. So erneuerte man die oberen Fensterabschlüsse durch Verstärkung des Mauerwerks um eine Steinlage und er-



30. Außenverputz im Endzustand (Ausschnitt Südseite), 2014.  
Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR.

zielte ein besseres Auflager für die eng gereihten Ankerbalken. Die Belichtung des Pfarrkirchenraumes über die hoch liegenden Maßwerkfenster der Südseite war nur über Stichkappen zu lösen.

Die um 1730 erzielte Raumwirkung lässt die Gemeindeglieder als Akteure und Finanziere der Arbeiten in Erscheinung treten. Der Konvent bestand zu dieser Zeit nur noch aus sieben Nonnen, die ihren alt ehrwürdigen Gebetsraum nun in verkleinerter Form weiter nutzten. An der Klosterkirche selbst waren nach 1448 keine weiteren Maßnahmen mehr erfolgt.

### DIE AUFLÖSUNG – DER EINHEITSRAUM

Fünf Jahre nach der Aufhebung des Klosters (1803) kaufte die Gemeinde Bürvenich Kirche und Bauten zurück. Die Tranchot-Karte (1808) zeigt noch das geschlossene Klausurquadrang nordöstlich des Ostabschlusses, welches bald darauf zur Hälfte niedergelegt wurde.<sup>31</sup> Erhalten blieben der mit dem Chor baulich verschränkte Südflügel und das winkelförmig anschließende Äbtissinnenhaus, weitergenutzt als Priorat und Schule. Pfarr- und Klosterkirche waren seit Rückkauf noch drei Jahrzehnte durch die Quertrennwand voneinander geschieden. Die Quellen berichten, dass die Sakristei nun hinter dem Pfarraltar im Nonnenchor eingerichtet war.<sup>32</sup>

Architekt Christian Wilhelm Ulich wurde 1836 mit der Vereinheitlichung beider Kirchen beauftragt. Das Ziel war „die Erweiterung der Pfarrkirche zu Bürvenich mittels Vereinigung der ehemaligen Klosterkirche mit derselben und angemessener Einrichtung respective Instandsetzung beider Kirchen-Gebäude.“<sup>33</sup> Besonderes Augenmerk galt dem Abbruch der Trennwand und der Angleichung des Bodenniveaus beider Kirchenräume. War der Kontrast von hoch aufsteigender Tonne und tief liegendem Spiegelgewölbe zuvor nie wahrnehmbar, so wurde er nun in das Konzept der Neugliederung einbezogen: Die Fachwerkwand ging in dem klassizistischen Triumphbogen auf, der nun den langen Saalbau mit den divergierenden Deckenhöhen in Kirchenschiff und Langchor neu unterteilte (Abb. 31).



31. Raumeindruck vor Beginn der Renovierung im Dezember 2014: Blick in den Chor. Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR.

Der Abbruch der romanischen Mauerzungen erforderte statische Maßnahmen zur Verklammerung beider Kirchen. Dies erzielte Ulich durch außenseitige Stützpfeiler und partielle Mauerwerksverzahnung der Nahtstellen. Additive Konstruktionshölzer reichten zur Klammer der separaten Dachwerke. Die Maßnahmen zeugen von einer sehr pragmatischen Auflösung der vorbestehenden Zweiteiligkeit. Bei der Neugestaltung der nördlichen Langhauswand griff schließlich die denkbar einfachste Lösung: Alle vorbestehenden Öffnungen – Fenster im Westteil und Zugänge im Ostteil – wurden geschlossen. Seither ist die Nordwand mit ihren zahlreichen Öffnungsbefunden optisch fensterlos.





32. Raumeindruck im Konzeptentwurf 2015, in einer hellen monochromen Farbabstufung werden Baubefunde gezeigt. Visualisierung im Modell im Maßstab 1:20: Ingrid Bussenius.

### DIE SANIERUNG 2011-2015

Die umfangreiche Sanierung der Bürvenicher Kirche begann im April 2011 mit Einrüstung der Fassaden und endet voraussichtlich 2015 mit einer feierlichen Einweihung des instand gesetzten Innenraums. In mehreren Bauabschnitten wurden die Dachdeckung und Dachentwässerung erneuert, die Außenmauern statisch gesichert und neu verputzt und schließlich die Gestaltung des Innenraums neu konzipiert.<sup>34</sup> Der in den 1950er Jahren großflächig erneuerte Außenputz auf Kalkzementbasis hatte wahrscheinlich von Anfang an aufgrund eines Verarbeitungsfehlers nur geringe Anbindung an den Untergrund. Er war außerdem von Rissen durchzogen und drohte daher großflächig vom Mauerwerk abzufallen. Im durchfeuchteten Sockelbereich war der Versuch, eine längere Schadensfreiheit durch den Auftrag eines Sanierputzes zu erreichen, gescheitert. Der 1978 aufgetragene Sanierputz, zu dem ein vollflächig aufgebrachter Zementvorspritz gehörte, erzielte vielmehr, dass die Feuchtigkeit noch höher wanderte und zudem diese untere Mauerzone bis heute von Zementputz und Salzen durchsetzt ist. Auch wenn noch nicht konkret die Gefahr herabstürzender Putzteile bestand, die Frage „Reparatur oder Erneuerung des Putzes?“ wurde in diesem Fall mit „Erneuerung“ beantwortet. Die ungünstigen konstruktiven und technischen Bedingungen mit unterschiedlich festem historischem Mauerwerk verschiedenster Bauphasen, zahlreichen Baunähten und einer darüber liegenden losen Putzschale ließen eine Reparatur dieses ohnehin historisch nicht bedeutenden Fassadenputzes weder denkmalpflegerisch noch wirtschaftlich sinnvoll erscheinen.

Um bei diesem sehr komplexen Bau die Unwägbarkeiten und Risiken von Nachträgen zu minimieren, wurde die Putzmaßnahme an den Fassaden in zwei nacheinander folgenden Teilen ausgeschrieben: zu-

nächst nur die Putzabnahme und erst in einer späteren Phase nach Aufdeckung und Feststellung des Zustandes des Mauerwerks, seiner Befunde und Problematiken die Neuverputzung. Dies ergab dann auch die Möglichkeit, eine dem historischen Bestand in materieller und ästhetischer Beschaffenheit individuell angepasste Fassaden- und Putzgestaltung zu planen.

Die Erhaltung der Befunde war verpflichtende Vorgabe bei allen Maßnahmen. Um die alten Mauermörtel und Putze zu bewahren, wurde nach dem vorsichtigen Abtragen des Putzes der 1950er Jahre auf einen großflächigen gründlichen Fugen- und Steinaustausch, wie er bei einer konventionellen Sanierung als notwendig erachtet worden wäre, verzichtet. Baunähte mussten erhalten bleiben und durften nicht im Sinne einer Verzahnung des Mauerwerks „repariert“ werden. Anstatt dessen wurden partiell Überbrückungen mit Ziegeldrahtgewebe eingelegt, die zukünftige Bewegungen auffangen können. Die neugewonnenen Erkenntnisse zum tatsächlichen, romanischen Alter des Turmmauerwerks erforderten eine Konzeptmodifizierung für die statische Sicherung. Beim Setzen der notwendigen Nadelanker musste zum Beispiel Rücksicht auf vereinzelt verbaute Spolien genommen werden, und die stark zerstörten Quader der Südwestecke wurden nicht ausgetauscht, sondern mittels Verklebung und Vernadelung restauriert.<sup>35</sup>

Nach der Reinigung der Oberflächen im Wasserdampf-Niederdruck-Verfahren wurde baustellengemischter Putz auf der Basis von natürlich hydraulischem Kalk (NHL 2) angemischt. Der Außenputz sollte durch die Wahl eines farbigen Sandes als Naturputz belassen werden und ohne einen Anstrich auskommen. Es wurde für den neuen Verputz eine gelbe Sandmischung gewählt (Abb. 29, 30); der kräftig farbige Sand stammt aus einer Kiesgrube in Westfalen zwischen Schermbeck und Dorsten. Der Oberputz mit Größtkorn von 2 mm wurde geglättet und gefilzt. Der frische Putz wurde durch befeuchtete Jutebahnen zehn bis zwölf Tage vor Austrocknung geschützt.

Die nach den tiefgreifenden Sanierungen des 20. Jahrhunderts hauptsächlich auf der Südseite übrig gebliebenen Reste des mittelalterlichen Außenverputzes der Nonnenkirche konnten nicht sichtbar belassen werden, sondern wurden auch jetzt wieder nach Kartierung und Fotodokumentation mit einer neuen Putzschicht überzogen. Sie sind so fragmentarisch über die Fassade verteilt, dass sie weder ästhetisch noch didaktisch sinnvoll innerhalb der Neuverputzung sichtbar präsentiert werden konnten.

Die ockergelbe Farbe, die Körnung und die nicht zu starke Oberflächenglättung des neuen Putzes ergeben insgesamt ein Erscheinungsbild, das zwar in gewisser Weise an den Mörtel der romanischen Nonnenkirche erinnern mag, ihn aber nicht imitiert. Keiner der historischen Mörtel wurde damit nachgestellt, sondern es wurde ein neuer Putz gewählt, der den in den Jahrhunderten immer wieder veränderten Kirchenbau heute als zusammengewachsene Einheit präsentiert.

### **SCHLUSSBETRACHTUNG UND AUSBLICK**

Der Bürvenicher Kirchenbau hat tiefe Einblicke in seine Entstehung gewährt und in seinem Befundreichtum zu dezidiertem Objektanalyse, zu neuer Betrachtung seiner Baugeschichte und zu ständigem Perspektivenwechsel aller an dem Sanierungsgeschehen Beteiligten herausgefordert: Die weitreichenden Erkenntnisse in den laufenden Bauprozess einfließen zu lassen, gelang deshalb, weil Kirchengemeinde, Architekt, Entscheidungsträger und die vor Ort arbeitenden Handwerker sich der Einzigartigkeit des Bauwerks bewusst – und stets zum Umdenken bereit waren. Der Erforschung des bedeutenden Kirchenbaus wurde Priorität eingeräumt, die Maßnahmen darauf hin unter der Prämisse konservatorischer Bewahrung des kleinsten Befundes abgestimmt. So blieb das Bauwerk unter dem Gewand eines neuen Außenverputzes in seinem Befundreichtum erhalten.

Das Bauwerk als Quelle erzählt die Geschichte eines uralten Siedlungsstandortes, aus dessen Strukturen nach 1234 ein Gesamtbau entstand, der in der axialen Hintereinanderreihung und scharfen Trennung liturgischer Räume für Laien und Nonnen Architekturkonzepte der späteren weiblichen Bettelordenskirchen vorweg greift. Pfarr- und Nonnenkirche waren 600 Jahre lang separate Saalkirchen, die sich – trotz ihrer

Verschränkung in Substanz und Grundriss – als selbstständige Architekturen mit ihren eigenen Raumkonzepten präsentierten.

Die hohe Aussagekraft des Bauwerks besteht in der Kontinuität der Zweiteilung und Doppelfunktion seit 1234 bis 1837. Zerstörungen durch Brände nahmen Einfluss auf Neuerungen der Klosterkirche, nicht aber ein nutzungsbedingter Veränderungsdruck. Die Klosterkirche blieb seit den Neuerungen nach 1448 ein statisches Bauwerk, die Pfarrkirche wurde seit dem 17. Jahrhundert einem sukzessiven Sanierungsprozess – nun durch die Gemeinde – unterzogen. Bereits die Neuproportionierung der Zweiteilung 1730 und schließlich die Vereinigung beider Kirchen 1837 zeugen von der Schwierigkeit, den heterogenen Baubestand aufzulösen und einem gefälligen Einheitsraum anzupassen.

Die weitreichenden Erkenntnisse sind nicht nur von wissenschaftlichem Interesse. Sie haben zu einer neuen Wahrnehmung des Bauwerks geführt und prägen in fruchtbarem Diskurs die aktuellen Fragen der Neugestaltung des Kirchenraums. Für den neuen Farbanstrich und das Beleuchtungskonzept bedeutet dies, dass ein Entwurf<sup>36</sup> umgesetzt wird, der dem Innenraum Helligkeit und Weite gibt und gleichzeitig die ehemalige Aufteilung in Pfarr- und Nonnenkirche dezent erlebbar macht (Abb. 32). Während die zuletzt gewählte, romanisierende Architekturfarbigkeit mit dominant roter Quadermalerei auf den Chorbögen den Raum ohne historischen Bezug zerteilt, wird nun eine hell monochrome Farbabstufung von lichtem Sandgrau bis zu Kalkweiß umgesetzt, die die frühen Bauphasen mit den barocken und modernen Umbauten verbindet. Die frühere Grenze von Pfarr- und Nonnenkirche, die Öffnungen der ehemaligen Klausurbauten, wie auch die ehemaligen Gewölbegrate der Chorapsis der Nonnenkirche werden farblich abstrahierend betont.

#### ANMERKUNGEN

- 1 Bestandsaufnahme und zur Forschungslage im Rheinland: Kristin Dohmen, Die Klöster der Zisterzienserinnen im Rheinland – Aspekte zu Bauforschung, Gender und Spiritualität. In: Graefenthal – ein Kloster der Zisterzienserinnen im Rheinland (= Arbeitsheft der rheinischen Denkmalpflege 72). Worms 2008, S. 29–45. – Zum Forschungsstand allgemein: Norbert Nussbaum, Literatur zur Architektur der mittelalterlichen Frauenklöster. In: Kunstchronik 61, H. 8, 2008, S. 367–381.
- 2 Ernst Coester, Die einschiffigen Cistercienserinnenkirchen West- und Süddeutschlands von 1200 bis 1350 (= Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 46). Mainz 1984, S. 48–57.
- 3 Die baubegleitende Untersuchung und Befunddokumentation wurde von den Verfasserinnen in enger Zusammenarbeit mit dem Referat Vermessung (H. Meyer, U. Jacobs) durchgeführt, alle LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland. Das Forschungsprojekt wurde mit Mitteln des Denkmalförderungsprogrammes 2011 des Landes NRW, Bezirksregierung Köln, gefördert. Fördergegenstand waren ein terrestrisches Laserscan-Messverfahren sowie dendrochronologische Untersuchungen durch externe Dienstleister. Laserscan 2011: Fa. IngenieurTeam 2 GmbH, Dipl.-Ing. Ralph Heiliger, Rheinbach. Dendrochronologische Untersuchung 2011/12: Labor für Dendroarchäologie, Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Köln, Dr. Thomas Frank. – Büro für Kunst- und Baugeschichte, Dendrochronologie, Institut für Archäologie, Denkmalkunde und Kunstgeschichte der Universität Bamberg, Dr.-Ing. Thomas Eißing.
- 4 Eine Erklärung für die unterschiedliche Farbigkeit der Sande und Steine, die alle aus der näheren Umgebung stammten, liegt in den Schichtungen der Buntsandstein- und Muschelkalkablagerungen, die am Ostrand der Eifel in der Mechnicher-Trias-Bucht vor 250–200 Millionen Jahren entstanden sind und bei deren Abbau unter anderem für den Bau der Klosteranlage Bürvenich im Laufe der Jahrhunderte Vorkommen von hellgelblich kalkhaltigen bis zu braunroten Sand- und Geröllschichten wechselten. Siehe auch: Marek Simper, Geologie und Naturwerksteine Nordrhein-Westfalens. In: Wolf-Dieter Grimm (Hrsg.), Bildatlas wichtiger Denkmalgesteine der Bundesrepublik Deutschland (= Arbeitsheft 50, Bayerisches Amt für Denkmalpflege). München 1990, S. 193.
- 5 Die bislang gültige Darstellung zur Baugeschichte lieferte Coester (wie Anm. 2). – Die Archivalien zur Kloster- und Kirchengeschichte sind zusammengestellt bei: Paul Heusgen, Das Dekanat Zülpich (= Geschichte der Pfarreien der Erzdiözese Köln 3). Siegburg 1958, S. 187–208. – Zur Baugeschichte: Harald Herzog/Norbert Nußbaum, 9,5 Stadt Zülpich (= Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Denkmäler im Rheinland). Köln 1988, S. 104–112. – Eine Bauaufnahme von Hans Merian 1959 verzeichnet bereits wesentliche Befunde, verblieb aber ohne wissenschaftlich auswertenden Befundbericht und Einbindung in ein maßstäbliches Bezugssystem.



## I. AUFSÄTZE

- 6 Heusgen (wie Anm. 5), S. 187–190.
- 7 Heusgen (wie Anm. 5), S. 191.
- 8 Klaus Grewe, Aquädukt-Marmor aus Köln – Ein Export-schlager des Rheinlandes im Mittelalter. In: Frontius-Ta-gung 1992 in Weimar und weitere Beiträge zu wasser-wirtschaftlich historischen Anlagen (= Schriftenreihe der Frontius-Gesellschaft 17). Bonn 1993, S. 73–84.
- 9 „Pietra-Rasa“ bedeutet übersetzt „verstrichener Stein“: Die Fugen und Unebenheiten des Mauerwerks wurden mit dem Putz ausgeglichen, einzelne Steinköpfe blieben frei. Ein Fugen-Kellenstrich ist an diesem Mauerwerk nicht vorhanden.
- 10 Ausschaltungsarbeiten für eine Drainage ermöglichten die Befundung unterhalb des Außenniveaus.
- 11 Insbesondere der „arx“, zu deren Merkmalen u. a. die Dreigeschossigkeit bei eingetieftem Untergeschoss und die Fenstergruppe im Giebel gehören. Köln, An St. Lys-kirchen 12 (erste Bauphase, um 1160/70) – Godesberg, Kapellenhof an der Burgstraße (um 1200) – Friesdorf, sog. Turmhof (um 1159) – Münstereifel, Langen Hecke 6 (1167d). Siehe hierzu: Anita Wiedenau, Romanischer Wohnbau im Rheinland (= Veröffentlichungen der Ab-teilung Architektur des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln 18). Köln 1979, S. 91, 113, 134.
- 12 Heusgen sowie Herzog/Nußbaum (beide wie Anm. 5).
- 13 So eine ehem. im Kloster aufbewahrte Urkunde. Heus-gen (wie Anm. 5), S. 190.
- 14 Zu Hoven: Heusgen (wie Anm. 5), S. 149–177.
- 15 Claudia Mohn, Mittelalterliche Klosteranlagen der Zis-terzienserinnen. Architektur der Frauenklöster im mit-teldeutschen Raum (= Berliner Beiträge zur Baufor-schung und Denkmalpflege 4). Petersberg 2006, S. 67–69.
- 16 Heusgen (wie Anm. 5), S. 191.
- 17 Ausführlich zu den Statuten und deren Auswirkung auf die Architektur: Mohn (wie Anm. 15), S. 9–12.
- 18 Baumaßnahmen nach der Säkularisation (Einzug des be-stehenden Gewölbes zur Nivellierung des Bodenniveaus in der Kirche) und die Umnutzung zum Heizungskeller in den 1950er Jahren haben gravierend den Bestand ver-unklärt, doch ist das Umfassungsmauerwerk einwand-frei bauzeitlich.
- 19 Frauenklöster als Projekte der Herrschaftssicherung ha-ben dezidierte Einzeluntersuchungen erfahren, z. B. Eef Diekhof, Die Entstehung der Abtei Graefenthal und de-ren Beziehung zur Münsterabtei Roermond – Eine di-plomatische Untersuchung zur Gründung der Abtei. In: Graefenthal – Ein Kloster der Zisterzienserinnen am Niederrhein (= Arbeitsheft der rheinischen Denkmal-pflege 72). Worms 2008, S. 49–62.
- 20 Heusgen (wie Anm. 5), S. 190–192.
- 21 Carola Jäggi, Frauenklöster im Spätmittelalter. Die Kir-chen der Klarissen und Dominikanerinnen im 13. und 14. Jahrhundert (= Studien zur internationalen Architek-tur- und Kunstgeschichte 34). Petersberg 2006, S. 45–47. Zumeist handelt es sich um langgestreckte Gewölbe-saalbauten mit polygonal schließendem Langchor, der durch einen Lettner oder eine Trennwand als Schwes-ternchor vom westlichen Kirchenraum geschieden war, z. B. die Klarissen- und Dominikanerinnenkirchen in Colmar Unterlinden, Straßburg St. Clara und St. Niko-laus, Freiburg St. Klara und St. Agnes sowie die weibli-chen Bettelordenskirchen Basels.
- 22 Eine Nonnenempore ist per se aus den Maßverhältnis-sen der Lanzettfenster in Bezug zu dem durch die Un-terkirche erhöhten Bodenniveau, das höher lag als das heutige, und in der Anbindung des Konventsbaus auszu-schließen.
- 23 Siehe hierzu das folgende Kapitel: Gotische Baumaß-nahmen an Pfarr- und Klosterkirche.
- 24 Heusgen (wie Anm. 5), S. 193.
- 25 Brand, Ablässe und Stiftungen zum Wiederaufbau sind reichlich belegt, siehe: Heusgen (wie Anm. 4), S. 194.
- 26 Neben dem spezifischen Mauermörtel (wie Abb. 15, 16) fand rotbrauner Nideggener Sandstein als Werk- und Mauerstein Verwendung.
- 27 Aufgrund dieser späten Erwähnung des Turmes wurde sein Bualter bisher ins 16. Jahrhundert datiert. Heus-gen (wie Anm. 5), S. 206. – Coester (wie Anm. 2), S. 52.
- 28 In dem Ziegelsplittmörtel der Aufstockung ist auf der Nordseite eine weitere Tür im Obergeschoss des Kon-ventsbaus angelegt, deren Sturzholz um/nach 1542 +/- 10 Jahre datiert werden konnte.
- 29 Heusgen (wie Anm. 5), S. 159. – Der Brand wurde von Coester (wie Anm. 2), S. 52, fälschlicherweise auf den Westteil bezogen, die daraus abgeleiteten Baubetrach-tungen wurden in der nachfolgenden Literatur über-nommen. So Christoph Schaden, Die Antwerpener Schnitzaltäre im ehemaligen Dekanat Zülpich. Köln 2000, S. 33–53.
- 30 Zum Bauablauf siehe den folgenden Beitrag von Anna Graff im vorliegenden Jahrbuch.
- 31 Abbildung mit weiterer Katasterkarte (1828–1896/7) bei Herzog/Nußbaum (wie Anm. 5), S. 102–103.
- 32 Heusgen (wie Anm. 5), S. 207.
- 33 Zitiert nach Schaden (wie Anm. 29), S. 43.
- 34 Gefördert und mit finanziert wurde die Sanierung durch das Erzbistum Köln; Planung und Koordination durch Ernst Architekten BDA, Max Ernst, Zülpich.
- 35 Unveröffentlichter Bericht zur Statikprüfung vom 14.9.2011, Ingenieurbüro Schwab Lemke, Köln; Ausfüh-rung der statischen Sicherung, Naturstein- und Verputz-arbeiten durch Claus Ellenberger Bau GmbH, Herles-hausen.
- 36 Entwurf des Raumkonzeptes 2014 durch Ingrid Busse-nius, Köln.